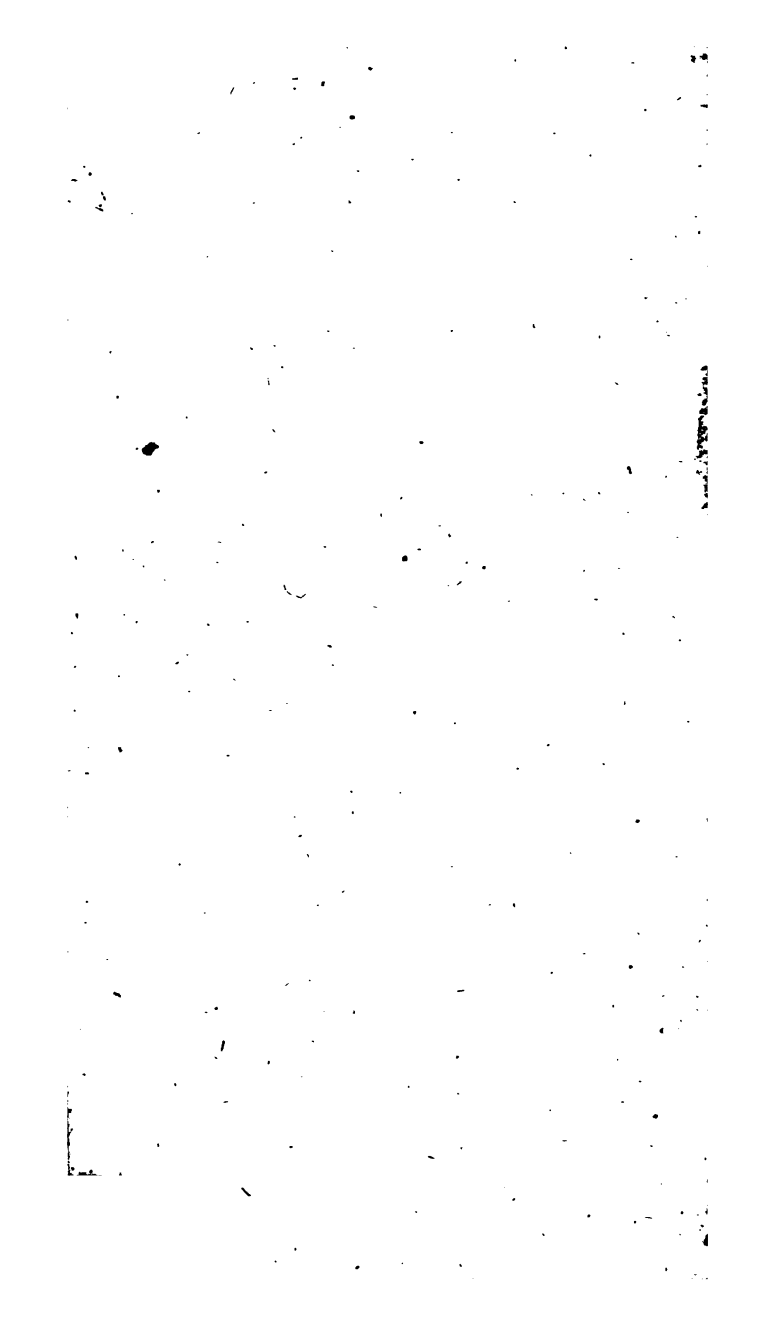
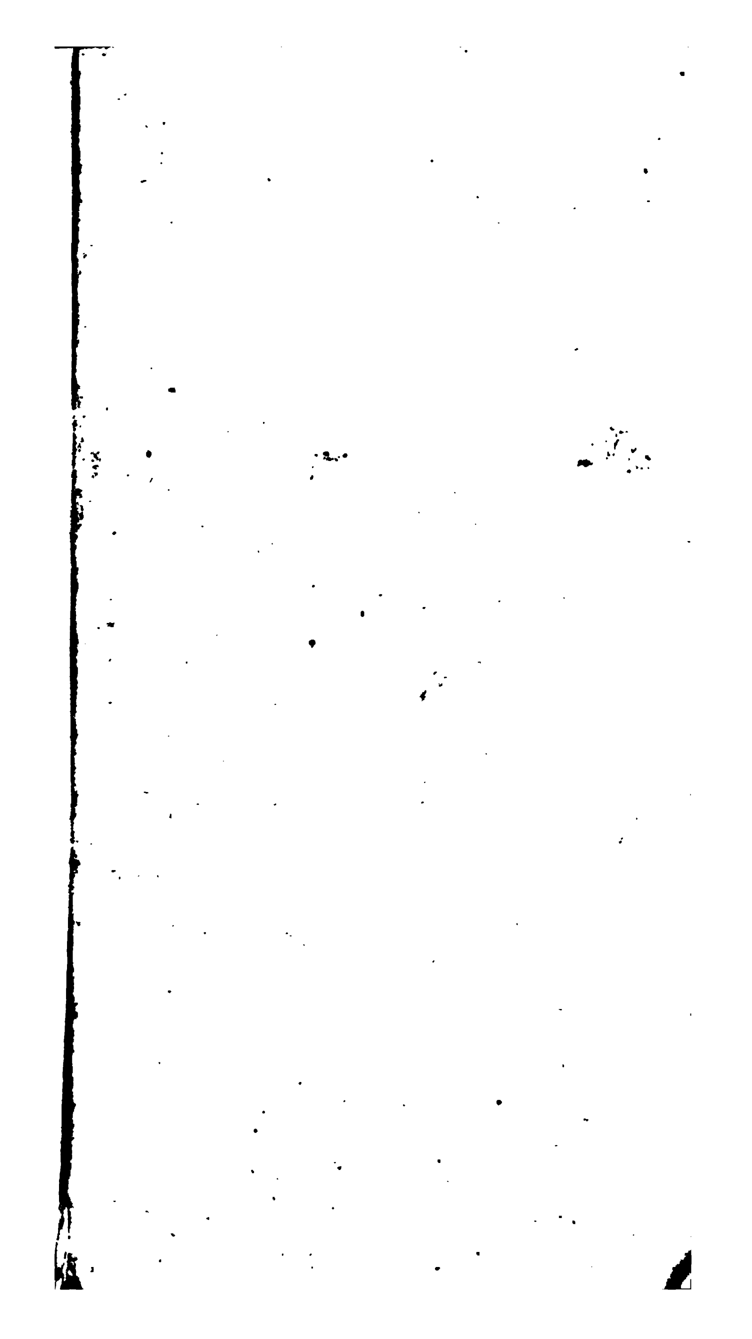

TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA









Philibert

oder

die Verhältnisse.

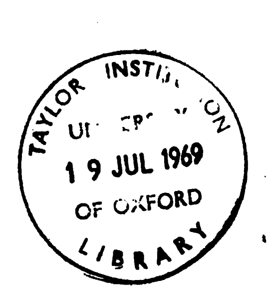
Ein Roman.

Von

August von Kotzebue.

Königsberg.

1810.


TAYLOR INSTI
UI
19 JUL 1969
OF OXFORD
LIBRARY

Philibert

oder

die Verhältnisse.

Von

August v. Kotzebue.



Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

„Ihr Herr Vater hat den grossen Falkenorden bekommen," sagte der alte Wolf zu dem dreyzehnjährigen Philibert, „da steht es in den Zeitungen."

„So?" erwiederte der Jüngling, der eben die Raupen von dem Rosenstocke absuchte. „Sehen Sie nur die häßlichen Raupen, sie fressen mir alle Blätter von meiner schönen Centifolie."

Der Hofmeister schüttelte den Kopf. „Sie nehmen das sehr gleichgültig auf, mein junger Freund?"

„Lieber Herr Wolf," sagte Philibert, „ziehen Sie die Stirn nicht kraus. Was kümmerts mich, ob mein Vater einen Orden mehr oder weniger trägt? ich kenne ja meinen Vater nicht, hab' ihn nie gesehen, auch nie einen Brief von

ihm erhalten. Wissen Sie noch, als ich vor ein paar Jahren ihm zum Erstenmale in französischer Sprache zum neuen Jahre Glück wünschte, da meinten Sie, er werde mir gewiß schreiben; aber er schickte mir zehn Dukaten, und das war Alles. Ach! es that mir recht weh."

„Er ist Minister," antwortete der ehrliche Wolf etwas verlegen, „das Glück vieler Tausende wurde seiner Sorge anvertraut."

„Ja doch," lächelte Philibert schmerzhaft, „alle Unterthanen sind seine Kinder, damit haben Sie mich schon öfter getröstet. Nun hat er den großen Falkenorden bekommen, vermuthlich weil er allen diesen Kindern ein liebender Vater war." Es schoß ihm eine Thräne ins Auge, er verschluckte sie. „Ich habe ihm nichts zu geben," fügte er leise hinzu, „mir ist er nichts."

Wolf schwieg, denn was er etwa antworten konnte, war wenig und abgenutzt. Kein Trost ist besser, als ein matter Trost. Dem klagenden Knaben Recht geben wollt' er nicht, Unrecht geben konnt' er nicht. Philiberts Vater, ein ehrgeiziger Höfling, galt für einen schlauen Staatsmann, denn der Fürst liebte diese Eigenschaft; er galt für wohlthätig, denn die Fürstin that den Armen Gutes; er schien fromm, denn der Erbprinz ging oft in die Kirche; er spöttelte über häusliche Glückseligkeit, denn der Fürst liebte

seine Gemahlin nicht; er beschützte die Gelehrten, denn die Fürstinn las gern; er hatte Kenntnisse in der Mineralogie, denn der Erbprinz sammelte Steine. Er verstand sich aber auch auf Brillanten, Pferde und Pasteten, denn die Frau Oberhofmeisterin putzte täglich ihren Schmuck; der Günstling verschrieb edle Rosse aus Persien und Arabien, und der Oberkammerherr rühmte sich der leckersten Tafel. Ja er stieg ohne Bedenken noch tiefer herab, war freygebig mit seinem Golde, um den Geiz der ersten Kammerfrau zu sättigen, und verschwenderisch mit Aemtern und Titeln, um die Vettern des ersten Kammerdieners zu befriedigen. Dabey besaß er die schöne Gabe, welche Moser am Höfling rühmt, einen Käfer allenfalls zu dem einen Nasenloche hinein, zu dem andern wieder heraus kriechen zu lassen, ohne die Nase zu rümpfen. Was Wunder, daß ein solcher Minister vom ganzen Hofe bis in den Himmel erhoben wurde.

Es war nicht immer so gewesen. Er hatte in seiner Jugend als Kammerjunker einen dummen Streich gemacht, indem er die unschuldige Tochter eines armen, rechtschaffenen Officiers verführte, und von dem beleidigten Vater mit vorgehaltener Pistole zu einer Art von Mesalliance gezwungen wurde. Da sah er sich genöthigt den Hof zu meiden, und quälte eine Zeitlang auf

seinen Gütern sein braves Weib durch Launen und Vorwürfe, seine Bauern durch Härte, sich selbst durch Langeweile. Die duldende Gattin gebahr ihm einen Sohn und starb. Da eilte er zurück in die Welt, vermählte sich mit einer vornehmen Dame von zweydeutigem Rufe, stieg durch sie schnell empor wie ein Kürbis, rankte sich an jedem grünen Bäumchen, an jeder glatten Stange hinauf, trieb breite Blätter und dicke Früchte.

An die Verirrungen seiner Jugend, folglich auch an den einzigen Sohn, dachte er mit Widerwillen, stets berechnend, um wie viel Jahre früher der große Falkenorden ihm zu Theil geworden wäre, wenn er sich klüger benommen, und keine Herzensliebschaft angesponnen hätte, wie ein gemeiner Sekretär. Darum ließ er das Kind auf dem Lande, begehrte auch den Jüngling nicht zu sehen; denn zu einer Reise auf seine Güter gebrach es ihm an Zeit, und in der Residenz den Sohn einer armen Officierstochter auftreten zu lassen, deren Verwandte noch irgendwo in der Vorstadt lebten, dessen Gegenwart in allerley vornehme Verlegenheiten ihn stürzen konnte, der Gedanke war ihm unerträglich.

Philibert blieb daher in Salmbach und befand sich wohl dabey, denn ein glücklicher Zufall führte ihm den biedern Wolf als Freund und Lehrer zu. Dieser Mann hatte seine besten

Jahre in dem Hause des Oberkammerherrn an die Erziehung einer plattköpfigen Brut verschwendet, und war von seinem hohen Principal, um die Pension zu ersparen, dem Minister empfohlen worden, der ihn zu nichts anderm tauglich fand, als höchstens zum Hofmeister seines einzigen Sohnes. „Aber Sie müssen sich aufs Land begraben," sagte er mit Achselzucken.

„Ich denke," versetzte Wolf lächelnd, „es wird ein fröhliches Auferstehen werden." Und in der That, es strömte nach langen Jahren zum Erstenmale wieder Luft in seine ganze Brust, als er, vom Hügel herab, das freundliche Salmbach im grünen Thal erblickte. Sein erstes behagliches Gefühl erhob sich zu einer dauernden, stillen Heiterkeit, als der holde Knabe ihm entgegenhüpfte, den, nach eigenen Grundsätzen zu bilden, Seine Exzellenz ganz zu überlassen geruhten. Das Kind gewann den freundlichen Mann lieb, der Mann hing mit ganzer Seele an dem freundlichen Kinde. Mein Vater, mein Sohn, waren die süßen Namen, die sie gegen einander austauschten, und nur selten, wenn Wolf nicht ganz zufrieden mit seinem Zögling war, nannte er ihn junger Herr. Nie bedurfte es einer härtern Strafe. Der betrübte Knabe ruhte nicht eher, bis er den jungen Herrn wieder abgeschüttelt hatte.

Von der Natur mit einem Herze begabt, in dem jeder gute Keim schnell Wurzel schlug, mit einem Kopfe, in dem rege Denkkraft sich entwickelte, wuchs Philibert heran zu seines Lehrers Freude. Einen Hang zur Schwärmerey hatte er von seiner Mutter geerbt, und der einzige Fehler, den Wolf beging, war, daß er diesen liebenswürdigen, aber gefährlichen Hang, nicht unterdrückte. Vielmehr nährte ihn das stille Landleben. Philibert sah nirgends Böses, und glaubte bald, es gebe kein Böses auf der Welt. Bisweilen fühlte sein Lehrer wohl, daß er mit diesem rosenrothen Glauben in der düstern Welt nicht durchkommen werde, und meinte, durch fleißiges Lesen der Geschichte dem entgegen zu wirken. Allein er bedachte nicht, daß nur eigene Erfahrung, nicht fremde, den Menschen klug macht; oft nicht einmal die eigene.

Man liest die Geschichte, bloß um sie zu wissen, nimmer um sie anzuwenden. Höchstens lernt hier und da ein Feldherr einen taktischen Kunstgriff aus ihr, den er gelegentlich zu Vertilgung seiner Brüder benützt. Als Philibert nun vollends erfuhr, daß keiner Geschichte auf der Welt ganz zu trauen sey, auch nicht einmal der von heute und gestern, aus vielen bekannten Ursachen; da fing er an, zwischen Geschichte und Roman wenig Unterschied zu machen; beyde

las er gern, wenn sie gut geschrieben waren, freute sich edler Züge, grämte sich mit der leidenden Tugend, knirschte über glückliche Bosheit: doch nimmer fiel ihm ein, es könne ihm auch dergleichen widerfahren. Er liebte ja Alles, was ihn umgab, mit einer Innigkeit, die ihn weder an Gegenliebe zweifeln, noch ahnden ließ, es könne jemals anders werden. Er pflegte Hunde und Katzen, Tauben und Kaninchen, Bäume und Blumen. Dem Lebendigen lieh er seine Empfindungen, auch das Leblose war ihm lebendig.

Gern hätte er auch die Bauernknaben um sich gezogen, allein sie waren und blieben zu seinem Verdruß, scheu gegen ihn. Das klagte er seinem Lehrer oft, wenn er eine unbekannte Sehnsucht fühlte, sich an Menschen zu schmiegen, an Knaben seines Alters; denn Wolf wurde von ihm höher als ein Mensch geachtet; im Gespräch mit ihm fühlte er etwas ähnliches wie beym Gebet.

Zweytes Kapitel.

„Es möge gut seyn," schrieb Wolf an den Minister, „wenn man dem jungen Herrn wenig-

stens noch Einen Knaben zugesellte, damit sein Wille sich an einem fremden Willen bisweilen riebe, und er früh mit seines Gleichen umgehen lernte."
— Das Wort seines Gleichen verstand Wolf nur vom Alter, Seine Excellenz bezogen es aber auf Geburt und Rang, und meinten, es werde schwer halten, einen Knaben von guter Familie zu finden, dessen Eltern sich entschließen mögten, ihn so weit zu entfernen: Se. Excellenz wollten sich Mühe darum geben, indessen sey auch nicht gerade vonnöthen, daß Philiberts Gespiele adelicher Herkunft sey; die enge Vertraulichkeit, die etwa zwischen solchen Kindern sich bilde, werde ja doch in der Folge durch Verhältnisse aufgelöst. Daher mögte Wolf ohne Bedenken irgend ein bürgerliches, gutgeartetes Geschöpf bey sich aufnehmen, und nur bisweilen zu rechter Zeit an den Unterschied der Stände erinnern.

Wolf lächelte über den Mißverstand, den er aufzuklären sich die Mühe nicht nahm. Herzlich froh über die erhaltene Vollmacht, warf er sein Auge auf einen Prediger in einer nahen Landstadt, der, bey kargen Einkünften, vier Söhne zu erziehen hatte. Einem derselben, Ludwig, mit Philibert in gleichem Alter, gab der Vater ihm mit Freuden, denn nicht allein eine treffliche Erziehung, sondern auch wohl eine künftige Ver-

sorgung, konnte ja dem Knaben nicht fehlen, der mit dem Sohne des Ministers aufwuchs.

Seine Excellenz würden sich um die Sache nicht weiter bekümmert haben, wenn nicht zufällig die Frau Oberhofmeisterin einen armen Verwandten empfohlen hätte, der nichts besaß als Ahnen, Schulden und Kinder. Um die Schulden zu tilgen, setzte der Minister den Herrn von Schlangenbring in das Finanzdepartement, und um die Kinderlast ihm zu erleichtern, schickte er zwey von dessen Söhnen nach Salmbach. Folglich sah Philibert sich plötzlich von drey Gespielen umgeben, verliebte sich in alle drey, und war dabey sehr glücklich.

Paul und Otto Schlangenbring, ein Paar artige, steif erzogene Knaben, verbeugten sich schon nach allen Regeln der Kunst, nannten sich mon frère, forderten nichts, zerbrachen nichts, und sagten jedesmal, wenn sie etwas empfingen, ich bedanke mich gehorsamst. Ludwig war ein munterer Springinsfeld, neckte gern, stahl gern die Aepfel von den Bäumen und machte den Katzen Klammern an die Schwänze. Dem alten Wolf war es eben recht, daß die Knaben so verschiedene Temperamente und Anlagen zeigten; das, meinte er, werde seinen Philibert schon früh die Menschen kennen und beurtheilen lehren. Er sah nicht, daß dem holden

Knaben ein gewisses Selbstvertrauen mangelte. Dieser Mangel, mit dem heftigen Bedürfniß zu lieben verbunden, ließ ihn an seinen Gespielen nur Vollkommenheiten entdecken, die ihm fehlten. Er achtete sich selbst für den Geringsten unter ihnen, beneidete sie aber nicht, sondern liebte sie darum nur noch inniger.

Von den Erziehungsrathschlägen, welche der Minister jährlich ein Paarmal zu übersenden geruhte, befolgte Wolf keinen Einzigen. Doch in der letzten Depesche hatten Seine Excellenz erwähnt, es werde nicht undienlich seyn, wenn man die Knaben bisweilen in guten Häusern in der Nachbarschaft geziemende Besuche abstatten lasse. Der Lehrer billigte diesen Rath, obgleich ihm alles Visitenwesen in den Tod zuwider war. Allein er glich den meisten Hofmeistern, die gewöhnlich, ohne es zu wissen, ihre Zöglinge nur für die Lage bilden, in der sie sich selbst befinden. Der Minister hat Recht, sprach er zu sich selbst: sie sollen sich einst in der Welt, und zwar in der großen Welt herumtreiben, folglich müssen sie den glatten Schlendrian kennen und üben lernen.

Unter manchen nahen und fernen Nachbarn wohnte, eine halbe Meile von Salmbach, der Herr von Schilff, oder vielmehr die Frau von Schilff mit ihrer Familie, zu welcher man bisweilen auch den Herrn von Schilff zu rechnen

ihm die Ehre anthat. Er war zum Pantoffelmann geboren, denn was ein eigner Wille sey, begriff er nicht, und wenn sein Kammerdiener ihn fragte, welches Kleid er anziehen wolle — die einzige Sache, in der man ihm freye Wahl ließ — so befand er sich in grosser Verlegenheit. Was im Hause vorging, erfuhr er von den Domestiken, denen er es heimlich abfragte, und wenn er irgend einen Wunsch hatte, so steckte er sich hinter seine jüngste Tochter, Blandinen, den Liebling der Mutter, die ihm bisweilen zu dessen Erreichung behülflich war, öfter auch ihn schimpflich zurückwies.

Er verehrte in seiner jetzigen Gebieterin schon seine zweyte Gemahlin. Die Erste hat ihm das Leben nicht minder sauer gemacht, doch als sie starb, fühlte er sich noch weit unglücklicher; denn die Monarchie seines Hauses verwandelte sich plötzlich in eine Demokratie, wo jeder Knecht nach Gutdünken herrschte, und die einzige Tochter, Ottilie, welche die Verstorbene ihm hinterließ, war noch zu klein, um die Zügel der Regierung zu fassen.

Zum Glück sagte ihm eine alte Tante, noch vor Ablauf des Trauerjahres, er müsse nothwendig wieder heirathen, und zwar die und die. Da lief er schnell hin und heirathete die und die. Frau von Schilff — vormals ein armes, sehr bescheidenes Fräulein — fand sich schon als Braut

in ihre neue Lage, fuhr wie ein Zugwind im Hause herum, und ließ nichts auf seiner alten Stelle; nicht einmal die Bilder ihrer seligen Schwiegerältern, deren sich der Gärtner erbarmte, sie mit in seine Wohnung nahm und Sämereyen darauf trocknete.

„Das ist noch eine Frau," dachte Herr von Schilff, indem er gemüthlich seine Pfeife dampfte, „die greift Alles rasch beym rechten Ende an, da kann man aller Sorgen sich entschlagen."

Ihm blieb in der That nur Eine Sorge, aber eine schwere, nämlich die, daß seine Jagdhunde keine junge Gans zerrissen oder mit schmutzigen Beinen in das Zimmer sich verirrten; denn so oft ein solcher Hundegreuel sich zutrug, blitzte und donnerte es gewaltig im ganzen Hause. Indessen würde Frau von Schilff doch lieber die Hundefußtapfen in ihrem Zimmer gesehn, und jährlich noch ein Dutzend Gänse obendrein geopfert haben, wenn sie dagegen die Stieftochter hätte los werden können. Dieß arme gutmüthige Geschöpf brachte seine ersten Jahre in der Bedientenstube zu, wurde in Lumpen gekleidet, unreinlich gehalten, mit grober Kost kaum gesättigt, aus einem Winkel in den andern gestoßen, oder hinaus an die Feldpforte gesetzt, um die Gerste vor den Enten zu behüten. Wenn der Vater bisweilen fragte: wo ist denn mein Töchter-

lein? so hieß es: dein Töchterlein ist ein wilder Range, der nicht zu bändigen ist. Dann lächelte Herr von Schilff und antwortete: ich war auch so. Oft bekam er das Mädchen in mehreren Wochen nicht zu sehen, vermißte es aber auch nicht. Ein einzigesmal wurde sein Vaterherz bewegt, als er im Spätherbst auf die Jagd ritt, und das Kind weinend am Bache bey den Gänsen fand. „Warum weinst du?" fragte er sehr gelassen. Ich friere, wimmerte das Kind, und wirklich war seine Blöße kaum bedeckt. Da reichte er ihm einen Schluck Branntwein aus seiner Jagdtasche, streichelte ihm die kalten Wangen, und nahm sich vor, wenn er heim käme, ein ernstes Wort mit seiner Frau zu sprechen. Allein unglücklicherweise schoß er an diesem Tage eilf Hasen, fehlte hingegen den zwölften, und beschäftigte sich heimkehrend so ganz mit der tiefen Untersuchung, warum er gerade den zwölften nicht habe treffen können, daß er sein Töchterlein darüber vergaß.

So gänzlich verwahrloßt würde die kleine Ottilie bald den Gänsen geglichen haben, welche sie hüten mußte, wäre sie nicht zum Glück sehr häßlich gewesen. Frau von Schilff hatte nähmlich auch eine Tochter, Blandinen, zwey Jahre jünger als Ottilie, schön wie Raphaels Engelsköpfchen, und täglich herausgeputzt, als ob sie eine Rolle am Frohnleichnamsfeste spielen sollte. Die

Mutter war noch verliebter in das Kind als in sich selbst, und man konnte sie nicht sicherer gewinnen, als wenn man die kleine Blandine bewunderte. Eines Tages wurde Besuch erwartet; da fiel ihr plötzlich ein, daß jede Schönheit noch mehr durch Kontraste erhoben wird. Alsobald ließ sie Ottilien rufen, sie waschen, und ihr ein abgelegtes Kleid ihrer Stiefschwester anziehen, welches viel zu kurz für sie war. Sie nahm sich drollig häßlich aus, wußte in den neuen Staat sich nicht zu schicken, stand immer mit ängstlicher Verlegenheit an der Thür, bald die rechte, bald die linke Hand im struppigten Haare, indessen Blandinchen wie ein schöner Schmetterling herumgaukelte, und keine Antwort schuldig blieb. Kurz, Frau von Schilff erreichte ihren Zweck vollkommen; die Gäste stellten Vergleichungen zwischen beyden Schwestern an; und mußten um so mehr die plumpe Albernheit der ältern mit Achselzucken bemerken, da die freundliche Wirthin mitleidig versicherte: nicht sie, sondern die Natur habe das Kind so stiefmütterlich behandelt; es genieße ganz gleiche Erziehung mit ihrer eigenen Tochter; aber leider sey eine gewisse Stupidität dem Mädchen angeboren, und durch Liebe nicht zu überwinden. Man rieth ihr Strenge, allein dazu konnte ihr sanftes Herz sich nicht entschließen.

Da dieser erste Versuch so gut gelungen war, so beschloß Frau von Schilff, daß künftig Ottilie ihrer schönen Schwester stets zur Folie dienen soll. Sie ging noch weiter, als sie bemerkte, daß Ottilie in der That nur geringe Geistesfähigkeiten besaß, oder zu besitzen schien, denn sie begriff die leichtesten Dinge schwer. Das bereitete ihrer jüngern Schwester einen neuen Triumph. Frau von Schilff ließ beyde zugleich unterrichen, und theils die schnellere Fassungskraft Blandinens; theils die geringere Mühe, welche sich die Lehrer mit Ottilien gaben, gewährten der Erstern einen weiten Vorsprung. Blandine konnte schon flüchtig lesen, als Ottilie noch nicht zu buchstabiren verstand, und jene deklamirte schon mit vieler Grazie eine Fabel, als diese noch kaum das Tischgebeth herzusagen wußte.

Drittes Kapitel.

In dieses Haus führte Wolf seine Zöglinge bisweilen, und alle vier verliebten sich in die hübsche Blandine; keiner bekümmerte sich um die häßliche Ottilie, die sich auch nicht herzudräng-

te, sondern still von weitem ihren Spielen zusah, bis sie etwa gerufen wurde, um eine Rolle dabey zu übernehmen, die Niemand sonst mochte. Das that sie denn auch ungeweigert, und erwarb sich dadurch nach und nach eine Art von Wohlwollen bey den vier Knaben, so daß Ludwig aufhörte, sie mit ihrer Häßlichkeit zu necken; Paul ihr nicht mehr die Daumen drückte, bis sie schrie; Otto ihr keinen Schnurbart mehr mahlte, wenn sie schlief, und Philibert sogar nicht selten seine Aepfel mit ihr theilte.

Eines Tages hatte man den Kindern Thee und Kuchen in eine Gartenlaube geschickt; sie aßen, tranken, und spielten dann Versteckens. Ein Jeder hatte sich verkrochen, Blandine sollte suchen. Sie that es mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit, strich durch die Laube, und zerbrach im Vorbeyrennen eine der stehen gebliebenen Tassen. Erschrocken sammelte sie die Scherben, legte sie in ein Körbchen, welches der Schwester zugehörte, und entfernte sich schnell. Aber Philibert, der hinter einer Stachelbeerbüsche saß, hatte alles mit angesehen. Die Mutter kam, vermißte eine ihrer schönen Tassen, fragte, erhielt keine Antwort, fand die Scherben in Ottiliens Körbchen, und drohte ihr mit einer Züchtigung.

„Ich hab' es nicht gethan," stammelte das zitternde Kind. — „Wer sonst?" rief Frau von

Schilff mit grimmiger Geberde: weißt du, es werde Eins von diesen gutgearteten Kindern so boshaft seyn, die eigne Schuld dir aufzubürden?“ — Jetzt dachte Philibert, jetzt wird Blandine reden Aber Alle schwiegen, und Blandine schwieg, und Ottilie ergab sich schweigend in ihr Schicksal.

Da fuhr Philibert heraus: „Fräulein Blandine hat es gethan, ich habe es selbst gesehen.“ — Die Mutter warf ihm einen grossen Blick zu, dann einen zweyten, mildern auf das Töchterlein, entschuldigte dieses als das jüngste in der Gesellschaft, und entfernte sich mit verbissenem Grimme.

Es war zum Erstenmale, seit Ottilie lebte, daß irgend Jemand auf der Welt sich ihrer angenommen hatte. Sie sah Philibert mit funkelnden, in Thränen schwimmenden Augen an, und wäre ihm gern um den Hals gefallen. Er aber bemerkte und verlangte ihre Dankbarkeit nicht, denn er war sich keiner verdienstlichen Handlung bewußt. Fast empfand er sogar eine Art von Unwillen gegen sie, weil sein Herz sich sträubte, diesen Unwillen auf Blandinen zu werfen, deren niedliche Gestalt, deren allerliebstes Lächeln ihm so wohl behagten. Sie war nicht immer gut, daß sah er wohl ein, aber sie war immer schön, das fesselte ihn wider Willen.

Indessen hatte Ottilie so viel Vertrauen zu ihm gewonnen, daß sie näher sich ihm anzuschmiegen wagte, und als seine Gutmüthigkeit sie wenigstens nicht zurückstieß, bat sie ihn eines Tages ganz verstohlen, mit glühend rothen Wangen, er solle sie doch ein wenig französisch lesen lehren, sie könne es bey der Gouvernante nicht begreifen, denn die gehe allzuhart mit ihr um, und doch schäme sie sich, daß ihre Schwester ihr so weit voraus sey. Philiberts Eitelkeit fand durch dieß Vertrauen sich geschmeichelt und zugleich erwachte sein Mitleid. Er that, was sie begehrte, verschwieg es auch seinen Gespielen, weil sie darum gebeten. Oft stahlen beyde sich halbe Stunden lang ins Gebüsch, Philibert unterrichtete, Ottilie hörte ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, durfte fragen, wenn sie nicht begriff, wiederholte in des jungen Lehrers Abwesenheit dessen Unterricht von Wort zu Wort, und machte bald, zwar mühsame, aber doch so merkliche Fortschritte, daß die Gouvernante erstaunte und die Stiefmutter scheel dazu sah.

Dankbarkeit und der Wunsch, ihrem freundlichen Lehrer wenigstens nicht zu mißfallen, bewirkten für Ottilien noch manchen andern Vortheil. Sie entwöhnte sich von der Nachläßigkeit und Unreinlichkeit, die vormals in ihrer Kleidung hervorstachen, und die man, aus guten Grün-

den, ihr nie verwiesen hatte. Sie lernte auch mit Eifer, und fast ohne allen Unterricht, kleine Handarbeiten, um für Philibert einen Beutel zu stricken, oder sonst durch eine Kleinigkeit ihm seine Mühe zu vergelten.

Glücklicherweise ahndete Frau von Schiff von alle dem nichts, sonst würde sie schnell einige stiefmütterliche Maßregeln getroffen haben. Sie war seit kurzem mit einem Entwurf beschäftigt, der ihre ganze Seele füllte. Der Sohn des Ministers sollte einst ihr Eidam werden. Diese Hoffnung wuchs in ihrer stolzen Brust, so wie die Reize der Tochter sich mehr und mehr entfalteten, und Philibert zum Jüngling heranreifte. Sie sah mit Entzücken, daß seine Blicke nicht mehr wie sonst, mit Knabenruhe auf Blandinens holder Gestalt hafteten. Sie that Alles, um diese aufkeimende Neigung zu befördern. Sie schmeichelte dem alten Wolf, prunkte und täuschte mit schönen Grundsätzen, zog den Jüngling an sich durch erheuchelte Herzlichkeit; unterrichtete sogar das dreyzehnjährige Mädchen in allerley kleinen Künsten, um Philibert zu fesseln, und schwatzte ihr täglich vor, daß sie durch ihn eine große, reiche Dame werden könne. Blandine, nur zu empfänglich für solche Lehren, war bereits erfahren in den Gaukeleyen der Koketterie, fast ehe sie das Wort noch kannte. Sie wußte ihre großen

blauen Augen schwimmend auf Philibert zu richten, und schnell sie niederzuschlagen, wenn er es bemerkte; sie wußte einen halblauten Seufzer zu unterdrücken, ein ängstliches Steigen und Fallen des Busens, eine Beklemmung des Athems nachzumachen: sie konnte schon halbe Bekenntnisse entschlüpfen lassen, und erröthend sie zu verschlucken streben; sie konnte zerstreut mit einer Blume spielen, einsam im Parke wandeln, erschrecken, wenn er ihr folgte, und was dergleichen mehr die mütterliche Erfahrung, durch eigene Talente unterstützt, ihr einhauchte.

Mehr als zu viel für einen schwärmerischen Jüngling, dessen ganzes Herz ein Ausbruch der Liebe war, und den schon längst eine unbekannte Sehnsucht quälte, mit einem gleich gestimmten Wesen in Liebe zu verschmelzen. Wolf bemerkte bald seines Zöglings erwachte Sinnlichkeit, die um so gefährlicher ihm schien, da ihr der Schwärmer einen Schleyer von angeblicher Seelenharmonie und Sympathie umhing. Er nahm sich zwar wohl in Acht, Philibert zu warnen oder sich besorgt zu stellen; denn die erste Liebe ist eine Nachtwandlerin, ruft man sie beym Nahmen, so fällt sie; allein er wußte auf eine ungesuchte Weise die allzuhäufigen Spaziergänge nach Grünedorf so oft als möglich zu vereiteln; und konnte er einem Besuche daselbst nicht ausweichen, so

blieb er seinem Zögling wenigstens zur Seit
und ließ ihn nie mit Blandinen allein.

Das scharfe Mutterauge gewahrte diese Bo
sicht, das Herz kochte Rache gegen Wolf, d
Mund sprach Honigworte mit ihm. Heimlich g
noß sie dennoch manchen Triumph, denn es w
nicht möglich, das Pärchen so zu hüten, daß
nicht bisweilen Wolfs wachsamen Blicken en
schlüpft wäre, und nicht selten beichtete Bland
ne Abends in dem Verhör, welches nach jede
Besuche, unter vier Augen mit ihr angestellt wu
de, Symptome, die auf des Jünglings feuri
ste Liebe deuteten, und Fortschritte, die gerade
weges zu dem vorgesteckten Ziele führten. Da
klatschte Frau von Schilff mit freundlicher Bo
heit in die Hände, und machte sich lustig üb
den weisen Mentor, der seinen Telemach eine
Weibe entrücken wolle, daß, an Reizen wie
Klugheit, die Zauberin Calypso weit übertref
Ihren ganzen Plan der Tochter mitzutheile
hielt zwar ein Rest von Schaam sie noch zurü
oder man möge, zur Ehre der Weiblichkeit, gla
ben, daß sie selbst nur verworren sich dacht
was etwa geschehen könnte. Die Jugendgeschi
te von Philiberts Vater war ihr bekannt,
leicht konnte der Sohn ein Seitenstück dazu
fern. Die wackere Mutter wußte nicht, daß
libert, von ganz andern Empfindungen bese

seinem Lehrer dasselbe Vertrauen freywillig bewies, welches sie von Blandinen erpreßte.

Ja, Wolf war von den Herzensangelegenheiten seines Zöglings fürwahr genauer unterrichtet, als der Liebende selbst, dem er zu jeder Stunde freundlich das Ohr lieh, tausendmal dasselbe hörte, und tausendmal ein Lächeln verbiß, wenn Philibert, wie man in seinen Jahren pflegt, mit erhabener Zuversicht von der ewigen Liebe zu Blandinen sprach. Nie wandte Wolf etwas gegen diese Liebe ein; er würde den Offenherzigen nur scheu gemacht, und den Schwärmer doch nicht überredet haben. Darum ergriff er ein ganz entgegengesetztes Mittel, er schraubte dessen Gefühl immer höher hinauf, ließ die glückliche Liebe auf Wolken schwimmen, lieh ihr zwar Blandinens Gestalt, zierte sie aber mit dem Strahlenkranz der Tugend, zeigte ihm einen steilen Pfad, auf dem er emporklimmen müsse, wenn er eines solchen Glückes würdig seyn wolle, zeigte ihm schaudernd einen Abgrund, in den er unvermeidlich stürzen werde, wenn der Genius der Unschuld ihn einen Augenblick verließe; wurde mit Vergnügen gewahr, wie bey solchen Gemählden Philiberts Wange sich höher färbte, sein nasses Auge glühte, und er sprachlos mit beyden Händen des Lehrers Hand krampfhaft drückte. — Du bist gewaffnet gegen die Verführung, dachte

Wolf bey sich selbst; dich umgiebt das Licht der Unschuld, ewig vergebens umwandelt ein unreiner Geist ihren schönen Zauberkreis.

Viertes Kapitel.

Philibert hatte nun fast sein achtzehntes Jahr erreicht, Blandine zählte fünfzehn. Er, ein starkes gesundes Bäumchen, sie, die schönste Rosenknospe; Er, statt des Blutes, Feuer in den Adern wälzend; sie, durch die Glut des jungen Busens jeden Athemzug erwärmend; sein braunes brennendes Auge fest auf sie, ihr blaues, schwimmendes Auge schüchtern auf ihn geheftet.

Daneben stand unbemerkt die fast siebenzehnjährige Ottilie, still und in sich geschmiegt, stets bemüht, durch freundliche Güte die Menschen mit ihrer Häßlichkeit auszusöhnen; duldend jede stiefmütterliche Laune, ohne Murren ihrer Schwester zur Folie dienend. Zwar hatte ihr Körper auch manchen Reiz von der Natur empfangen: ein voller Busen, eine schöne Hand, ein niedlicher Fuß, verbunden mit Gesichtszügen, aus de-

nen das reinste Wohlwollen strahlte, hätten wohl die Augen der Männer fesseln mögen; allein sie verhüllte sorgfältig den Busen bis an den Hals; sie zog nie ihre Handschuhe aus, und ihr Gewand bedeckte die Füße.

Mit eben dieser eigensinnigen Bescheidenheit verbarg sie die Vorzüge ihres Geistes, die sie im Stillen, mit Philiberts Hülfe, sich zu eigen gemacht, ohne daß er selbst einmal darum wußte; denn immer hatte sie Blandinen ersucht, Bücher von Wolf zu leihen, und so ungefällig sonst die Stiefschwester gegen sie handelte, so erfüllte sie doch diese Bitte immer gern, weil es ihr bey Philibert das Ansehen gab, als strebe sie nach Kenntnissen. Die Bücher lagen stets auf ihrem Tische, doch nur Ottilie hatte sie gelesen; aber nie entschlüpfte deren Lippen auch nur ein Wort, das den Betrug verrieth. Am wenigsten sprach sie, wenn Philibert zugegen war. Sie liebte den schönen edeln Jüngling so still und heimlich, daß sie sogar dem Tageslichte ihre Empfindungen verbarg, und höchstens nur in der Dämmerung, wenn sie einsam im Garten wandelte, sich weinend mit ihrem Herzen besprach.

Die Angst, daß Philibert sie dennoch errathen möchte, gab ihr in seiner Gegenwart nicht blos eine fast alberne Schüchternheit, sondern verleitete sie auch, seine Neigung zu ihrer Schwe-

ßer oft auf eine Weise zu begünstigen, die von ihrer eigenen Sittsamkeit mißbilligt wurde; ja, aus lauter Zartgefühl wurde sie eine Art von Gelegenheitsmacherin, begleitete die Liebenden, wenn fremde Blicke diese beobachteten, und verschwand plötzlich, wenn Wolf, im Vertrauen auf die dritte Person, den Zögling aus den Augen ließ.

Wahrlich! das Verlangen, tadellos zu erscheinen, verwickelt oft den besten Menschen in tadelnswerthe Handlungen. Zum Glück hatte Ottiliens Sophisterey der Liebe und Tugend keine böse Folgen. Das hingeworfene Kleinod von Blandinens Unschuld lag sicher zwischen ihren Rosen, die des Jünglings Hand nie zu berühren wagte, und stets hörte Frau von Schilff mit sauersüßer Miene am Abend die Versicherung, er habe der schönen Tochter nicht einmal einen Kuß geraubt.

So war nun die Zeit herbeygerückt, in welcher Philibert, von seinen jungen Freunden begleitet, die Universität beziehen sollte. Der Tag vor der Abreise wurde zu einem letzten Besuch in Gründorf bestimmt. Philibert trat den Weg dahin mit klopfendem Herzen an, denn er hatte beschlossen, seine Schüchternheit zu überwinden und in diesen letzten Stunden Blandinen zu erklären, warum sein Herz so bange klopfte. Frau von

Schilff erwartete den Besuch mit mütterlicher Angst, denn schon seit eingen Wochen hatte sie gewisse Veranstaltungen getroffen, die, wenn in Philiberts Adern kein Eis schlich, ihn nach Wunsch verstricken sollten. In einem Birkenwäldchen ließ sie ganz heimlich von Moos und Baumrinde einen Tempel der Erinnerung bauen. Das einzige Licht in diesem Tempel fiel von oben durch rothes mit Oehl getränktes Papier, welches eine Art von Zauberschein verbreitete. Der Gott des Schweigens mit dem Finger auf dem Munde, stand in einer Nische von Moos, und eine schwellende Moosbank lud ein zu süßen Träumereyen. Das Wäldchen war so abgelegen und der Tempel wiederum im Wäldchen so versteckt, daß die Einsamkeit wohl auch den blödesten Jüngling beherzt machen konnte. Blandine allein wußte um das Geheimniß, wenn auch nicht um alle Gedanken ihrer schlauen Mutter. „Was ihr euch etwa noch zu sagen habt; mögt ihr euch hier sagen;" das war Alles, was ihr Mund verrieth; ihr grelles Auge sprach deutlicher, doch unverständlich für Blandinen.

Es möchte scheinen, als stehe die Erzählung hier nicht im Einklange mit der Natur; denn was ist einer Mutter heiliger, als der Tochter Unschuld? Allein wer weiß nicht, daß auch die beste Mutter sich Nebenwege erlaubt, wenn es darauf ankömmt,

einen Mann zu krönen, von dem sie wahr oder irrig voraussetzt, daß er ihr Kind beglücken und auch wohl nebenher zur Verschönerung ihres eigenen Daseyns beytragen werde. Oft ist auch dieß nebenher der Hauptbeweggrund. Ob nun solche Nebenwege bloß zu Unbesonnenheiten, kleinen Verletzungen der Moralität, oder ob sie auch zu Fehltritten, wohl gar zu Verbrechen führen werden, das ist nicht von der Liebe der Mutter, sondern von den Leidenschaften des Weibes abhängig, die in solchen Fällen um so freyer schalten, weil sie hinter Mutterliebe sich verbergen dürfen.

Alles schien nach Wunsch zu gelingen. Schweigend wandelte Blandine mit Philibert nach dem Wäldchen, nur beredte Seufzer entquollen ihrem schönen Busen, und das Echo in des Jünglings Brust hallte sie verdoppelt wieder. Ihnen zur Seite ging Ottilie; auf ihr lag die Welt. Sie glaubte zu ersticken, wenn sie länger noch Thränen und Seufzer hinabwürgte; allein ihr Auge blieb trocken, ihr Busen verschlossen; lieber wollte sie sterben, als ihr Herz verrathen. Sie versuchte sogar einigemal, ein unbedeutendes Gespräch anzuknüpfen, und erkünstelte einen bösen Husten, so oft sie merkte, daß es ihrer Stimme an Festigkeit gebrach. Bis zum Eingang des Wäldchens ertrug sie diesen gewaltsamen Zustand;

dann gab sie vor, es sey ihr im Schatten zu kühl und feucht und bog in einen offenen Gang, zu großer Erleichterung der Liebenden und ihrer eigenen Brust.

Die hohen Birken mit den hängenden Zweigen zogen einen immer dichtern Schleyer um Philibert und Blandinen. Schon wagte der Jüngling, ihre Hand zu fassen, schon drängten sich einzelne Sylben hervor und suchten auf der bebenden Lippe sich in Worte zu vereinigen, als sie plötzlich, aus einem dicken Gebüsch hervortretend, vor dem romantischen Gebäude standen und Philibert die Worte: Tempel der Erinnerung las. Willkommen! stand über der Pforte und Stille! war in einem Baum geschnitten der sie beschattete.

„Erinnerung!" sagte Blandine seufzend und hob ihr blaues Auge zum blauen Himmel auf. „Erinnerung!" wiederholte Philibert wehmüthig. „Willkommen!" lispelte sie. „Stille!" flüsterte Er. Die Pforte sprang auf, der Gott des Schweigens winkte, sie traten in den Tempel; die Pforte schloß sich hinter ihnen, das Rosenlicht umfloß Blandinen, sie war nie so schön gewesen. Dem entzückten Jüngling schwand die Welt, er stürzte zu ihren Füßen, sie sank auf die Moosbank — er umfaßte ihre Kniee, drückte feurige Küsse auf ihre herabhängende

Hand, und als sie schmachtend sich zu ihm herunterbog, da berührte sein glühender Mund zum Erstenmal ihre warme Lippe. Aber plötzlich zog er sich erschrocken zurück, und wie ein Trunkener, dem auf der Straße das Allerheiligste begegnet, kniete er taumelnd in den Staub, und wagte kaum, zu ihr hinauf zu blicken. „Ich liebe dich, Blandine!" sagte er leise — „mein Herz ist dein!" stammelte sie. — „Ewige Treue!" rief er lauter, und hob seine Rechte empor. „Treue bis in den Tod!" sprach sie beherzt ihm nach.

„Gedenke meiner oft in diesem Tempel," bat er wehmüthig, „Ach!" seufzte sie, „wo wird Philibert mein Bild suchen, was wird ihn an mich erinnern?" —

„Alles Gute! alles Schöne!" rief er hastig: „die Morgenröthe, die bethaute Blume, das Flöten der Nachtigal, das Girren der Taube, die Wolke, die von dir herüber zieht, jede Sylbe, die deinem Nahmen angehört."

So stieg und drängte es sich immer fort aus seinem Herzen herauf, und strömte von seinen Lippen, wie die Perlen, die aus einem Gesundbrunnen emporsteigen und auf die üppige Wiese unter Blumen fließen. Blandine, von seinem schönen Gefühl mit fortgerissen, vergaß alle Koketterie, schwieg, um nur zu hören, hörte mit den Augen,

und redete durch sanfte Thränen. Mehr noch als der Rosenschein, der sie umgab, verschönerte sie das Bewußtseyn, den Geliebten durch Liebe zu beglücken. Kein Schmuck des Himmels und der Erde leiht einem Mädchen höhere Reize, als dieser Gedanke, dieses Gefühl.

Sie streckte die warme Hand nach dem Ueberglücklichen aus; sie hob ihn zu sich herauf, beyde saßen gleichsam schwebend auf der Moosbank und zerdrückten keinen Halm; beyde waren in einer weichen wollustreichen Stimmung; ihre Hände, ihre Augen ruhten fest in einander; die Lippen suchten und fanden sich, und schienen sich nie wieder trennen zu wollen. Diesen Augenblick hatte Frau von Schilff in einem mit Ephen umzogenen Winkel abgelauert; denn sie war, auf einem kürzern Wege, den Liebenden voraus geeilt, und trat nun hervor, Befremdung und Ernst in ihren Geberden erkünstelnd.

Blandine wollte sich loswinden. Philibert, durch der Mutter Gegenwart keinesweges geschreckt, hielt sie fest, sah die Kommende freundlich an, und sprach: „Ich liebe sie, sie liebt mich."

Frau von Schilff versuchte zu zürnen. Nach ihren Begriffen und Erwartungen mußte Philibert in höchster Verlegenheit ihr zu Füßen sinken, um Verzeihung flehen, Hoffnung sich erbitten. Er

that

that von alle dem nichts; denn Blandinen zu lieben, schien ihm so natürlich, konnte unmöglich den Zorn der Mutter verdienen. An die Zukunft dachte er nicht, die Gegenwart war ja so schön. Frau von Schilff sah sich daher gezwungen, ihre Gedanken in Worte zu übersetzen. „Junger Herr,“ sagte sie, „ich hätte nicht geglaubt, daß Sie fähig wären, die Gastfreundschaft zu verletzen.“ — Philibert begriff den Vorwurf nicht.

„Sie lieben meine Tochter; aber was soll daraus werden?“ — Philibert sah sie befremdet an. Es kam ihm seltsam vor, daß aus der Liebe, wenn sie einmal da ist, noch etwas werden sollte.

„Sie sind noch sehr jung, darf man auf Ihre Beständigkeit zählen?“ — Philibert lächelte fast mitleidig und warf einen Blick auf Blandinen, der zu sagen schien: Da steht sie ja, wie wär' es möglich —

„Ich verstehe,“ fuhr die Mutter fort, „Sie glauben in diesem Augenblicke Ihr Herz keines Wankels fähig, und vermuthlich glaubt meine Tochter dasselbe. Ich aber, der das Glück und die Ruhe meines Kindes am Mutterherzen liegen, ich muß wachen und für die Zukunft sorgen. Hegen Sie wirklich ernsthafte Absichten?“

Das verstand Philibert schon wieder nicht.

„Ich liebe," sagte er, „was hat die Liebe mit Absichten gemein?"

„Mit Einem Worte," fuhr die Mutter fast ungeduldig heraus, „wollen Sie Blandinen heirathen?

„Mein Gott! auf der Stelle!" antwortete Philibert.

„Das geht nicht so schnell," sagte Frau von Schilff mit verbissenem Lächeln; es müssen noch einige Jahre verstreichen; Ihr Herr Vater muß davon benachrichtiget werden —"

„— und mein guter Wolff," fiel der Jüngling ihr hastig ins Wort.

„Auch der, wenn es beliebt," erwiederte sie kalt; „doch vor der Hand muß ich bitten, die ganze Begebenheit zu verschweigen, denn meiner Tochter Ruf steht auf dem Spiele."

Ohne Bedenken machte Philibert sich anheischig, seinem Vater nichts davon zu schreiben, denn ihm schrieb er ohnehin sehr selten und war an keine kindliche Vertraulichkeit gegen ihn gewöhnt; aber auch seinem biedern Lehrer die wichtigste Begebenheit seines Lebens zu verheimlichen, das hätte nicht einmal Blandine von ihm begehren dürfen, viel weniger ihre Mutter, die er bloß für eine Nebenperson hielt. Die vorsichtige Dame mußte von dieser Bedingung abstehen und forderte nur noch einen feyerlichen Schwur,

daß er Blandinen nie verlassen und aller etwaigen Hindernisse zum Trotz, mit ihr sich einst vermählen wolle. Philibert fand einen solchen Schwur fast lächerlich, zum mindesten ganz überflüßig; da aber Blandine in diesem Augenblicke ihn zärtlich bittend ansah, so schwur er hastig bey dem Grabe seiner Mutter, daß keine Gewalt auf Erden ihn von der Geliebten trennen solle.

Jetzt erkünstelte Frau von Schilff eine sanfte Wehmuth, drückte den Jüngling an ihre Brust, führte ihn selbst in Blandinens Arme und sprach einen theatralischen Segen über beyde aus. Hierauf wollte sie dem künftigen Eydam noch einen Schatz von mütterlichen Lehren mit auf den Weg geben und hatte so eben ihren Spruch mit grosser Feyerlichkeit angehoben, als plötzlich die Hunde ihres Gemahls, der im Forste jagte, ganz in der Nähe des Tempels ein lautes Geheul begannen und das Gespräch unterbrachen. Aergerlich stand sie auf und zog das trunkene Paar mit sich fort, welches eben so wenig für den Sermon der Mutter, als für die bellenden Hunde des Vaters, Ohren zu haben schien.

Fünftes Kapitel.

Als Philibert und Blandine, im mütterlichen Geleite, mit der übrigen Gesellschaft sich wieder um vereinigten, sahen beyde so verklärt aus, daß wenigstens zwey Personen augenblicklich erriethen, was vorgegangen: Wolff durch Freundschaft, Ottilie durch Liebe scharfsichtig gemacht. Was die Letztere empfand, konnte man nicht Eifersucht nennen; es war das Gefühl eines Armen, der seinem geliebtesten Freunde von einem Reichen Wohlthaten erzeigen sieht. Er freut sich darüber, ohne den Reichen zu beneiden. Es wandelt ihn nur eine gewisse Wehmuth an, ein edler Schmerz, daß er nicht selbst im Stande war, den Freund zu beglücken. Dieses schöne, seltene Gefühl überzog ihr Gesicht mit einem so magischen Schleyer, daß sie wirklich fast reizend erschien; aber Niemand bemerkte es. In Wolffs Blicken hingegen lag eine Art von forschendem Mißtrauen, welches Frau von Schilff sehr bemerkte. Sie wurde dadurch beunruhigt und wünschte vor allen Dingen, den alten Grießgram zu stimmen, ehe sein Zögling mit ihm gesprochen. Das Letztere

zu verhüten, war nicht schwer, denn Philibert bezeigte nicht die mindeste Lust, mit irgend Jemand zu sprechen, nicht einmal mit Blandinen, die er bloß zu sehen begehrte.

Die Mutter fand daher bald Gelegenheit, den Lehrer auf die Seite zu ziehen. Hier vertrauete sie ihm, daß sie mit großem Erstaunen eine zärtliche Verbindung zwischen Philibert und ihrer Tochter entdeckt habe; daß die jungen Leute sich ewige Liebe und Treue geschworen; daß sie, wohl wissend, wie gefährlich es sey, den Strom einer jugendlichen Leidenschaft hemmen zu wollen, ein sanfteres Mittel versucht, die Liebenden auf die Zukunft vertröstet habe. Nach und nach ließ sie merken, die Verbindung sey ihr eben nicht zuwider, und fügte schlau hinzu, auch für Wolff könne sie nicht anders als vortheilhaft seyn, da man in diesem Falle ihn stets als ein Glied der Familie betrachten und bis an seinen Tod ihn pflegen werde. Der Minister, meinte sie, brauche vor der Hand von alle dem nichts zu erfahren, bis es Ernst mit der Verbindung werde. Allenfalls möge Wolff dann und wann in seinen Briefen der Familie von Schilff vortheilhaft erwähnen, um Se. Excellenz vorzubereiten. Sie hoffe übrigens, der Minister werde sich erinnern, daß das Geschlecht der Schilffe eines der älte-

sten im Lande und eine Verbindung mit demselben Ehre bringend sey.

Wolff hatte alles dieß schweigend angehört und nur bisweilen mit dem Kopfe weder genickt noch geschüttelt, sondern bloß eine wiegende Bewegung gemacht, und als am Ende Frau von Schilff in ihn drang, seine runde Meinung zu sagen, da meinte er lächelnd: sowohl der junge Herr als das Fräulein wären ja noch Kinder, und folglich wenig darauf zu antworten. Dann zog er die Uhr heraus, fand, daß es schon spät sey, und beurlaubte sich unter dem Vorwand, daß zu der morgenden Abreise der vier Jünglinge daheim noch so manches zu besorgen sey. Die Dame biß sich in die Lippen, rümpfte die Nase und schwieg.

Blaß und stumm nahm Philibert von Einem nach dem andern Abschied. Frau von Schilff küßte ihn auf die Stirn und sagte: „Mein Segen begleitet Sie." Herr von Schilff schüttelte ihm die Hand und empfahl ihm ein Städtchen an der Poststraße, wo gute Bretzeln gebacken würden. Ottilie machte ihm eine schwankende Verbeugung und sagte gar nichts. Blandine reichte ihm die Hand und flüsterte: „Gedenke des Tempels der Erinnerung."

Wolff und seine übrigen Zöglinge saßen bereits im Wagen, als Philibert noch immer stand und zweifelhaft um sich schaute, als ob er et-

was vergessen hätte. Endlich ermannte er sich, sprang hastig in den Wagen und bat den Kutscher um Gotteswillen, rasch zu fahren. Die Peitsche knallte, die Rosse trabten, noch sah der Jüngling Blandinens Schnupftuch flattern — jetzt bogen sie um die Gartenmauer — verschwunden war die liebliche Gestalt! — noch ragte das rothe Dach hervor, unter dem sie hauste — bald nur noch die Kirche, in der sie betete — immer noch blieb des Liebenden starrer Blick dahin geheftet, und als endlich auch die Kirchthurmspitze hinter einen Hügel sich barg, da schlug er den Mantel um sein Gesicht und weinte still.

Es sind des Lebens feyerlichste Augenblicke, in welchen man einen geliebten Ort verläßt. Die schöne Wirklichkeit, deren man oft genoß, ohne diesen Genuß dankbar zu würdigen, verwandelt sich so plötzlich in einen Traum — das Herz wird auf Einmal so eng — die Seele so weit — die Welt so öde — man staunt die fremden Umgebungen gedankenlos an — man wird betäubt durch das Rütteln des Wagens, man erschrickt, wenn er hält — und wenn, nach der ersten, in zuckendem Schlummer hingestöhnten Nacht, nun die Stunden zum Erstenmale wiederkehren, in welchen man, nach alter, süßer Gewohnheit, seine Lieben heimsuchte; wenn man sich jeden Augenblick erinnert: jetzt thun sie das; jetzt sind sie

da oder dort: jetzt reden sie von dir, und vermissen dich — o dann steigt das Herz hoch in der Brust herauf und verschließt den Athem — man wird ergriffen von dem ängstlichen Gedanken: es kann nun einmal nicht anders seyn! ich kann es nicht ändern und darf es nicht ändern! mit jeder Minute erweitert sich der Raum, der mich von den Geliebten trennt. Schon der Baum, an dem ich jetzt vorüberfahre, scheint mir so fern von ihrer Wohnung, und morgen um diese Zeit werde ich zurück an diesen Platz mich wünschen, weil er so nahe ihrer Wohnung mich dünken wird. — Gott! dann möchte man aus dem Wagen springen und im tiefen Sande mit den Postpferden um die Wette rennen, um sich selber zu entfliehn! —

Sechstes Kapitel.

In solcher Stimmung kam Philibert nach Hause und hatte kein Ohr für die wahre, doch zur Unzeit von väterlicher Angst ausgepreßte Bemerkung seines Lehrers, daß man selten oder nie mit denselben Gefühlen an einen geliebten Ort zurück-

kehrt, und daß man oft sich schnell trösten würde, wenn man in einem magischen Spiegel die ruhige Gestalt des nach einigen Jahren Wiederkehrenden erblicken könnte. „So ist der Mensch," sagte Wolf: „die Empfindung seines Herzens hat keine Dauer, sie wäre denn im Einklang mit seinen Verhältnissen. Denn das wärmste Gefühl, das der Mensch aus einem vernichteten Verhältniß in ein neues mit hinüber nimmt, erkaltet nach und nach ohne jene Nahrung; gleich wie der Stein, der das Licht der Sonne einschluckt, im Dunkeln zwar noch eine Weile fortleuchtet, aber, stets schwächer blinkend, endlich seinen Glanz verliert."

Es widerfuhr dem ehrlichen Wolff bisweilen, daß er seine Zeit übel wählte um Sentenzen auszusprechen, oder daß er Erfahrungen mittheilte, für welche nur das reifere Alter Empfänglichkeit besitzt. Philibert, der glühende Jüngling, hatte jetzt keinen Sinn für seine Worte; ihm schien die gegenwärtige Empfindung Bestimmung für sein ganzes Leben, und Jeden, der daran zu zweifeln wagte, konnte er nur bemitleiden. Zum Glück bemerkte Wolff noch zeitig den Mißgriff, der ihm entschlüpft war, und eilte, ihn zu verbessern.

Er hatte für den letzten Abend ein kleines ländliches Fest veranstaltet. Fröhliche Bauern

tanzten auf dem grünen Schloßhofe und wurden bewirthet. Ihre lärmende Freude, unterbrochen von herzigen Klagen und Wünschen bey der Abreise der jungen Herrschaft, gewährte allerdings dem liebesiechen Jüngling eine lindernde Zerstreuung. Wolff rief auch noch den Freudengeber Bacchus zu Hülfe, die Tafel wurde mit Wein besetzt, ein für seine Zöglinge ungewohntes Getränk, dessen Wirkung sich bald durch verscheuchten Trübsinn, nach und nach durch jugendliche Munterkeit, und endlich, bey der letzten Flasche, durch empfindsame Schwärmerey äußerte. Ludwig verstand recht artig auf der Guitarre, zu klimpern; Otto hatte ein Freundschaftslied gedichtet; es wurde gesungen, und wenn es gleich nur aus alltäglichen poetischen Redensarten zusammengeleimt war, so ergriff es doch in diesem Augenblicke die Jünglinge so heftig, daß sie alle vier plötzlich aufsprangen, einander über den Tisch die Hände reichten und sich schluchzend ewige Freundschaft schwuren.

„Verflucht sey, wer diesen Schwur jemahls bricht!“ rief Ludwig und die Thränen rollten ihm heiß über die Wangen.

„Verflucht!“ wiederhohlte Otto. „Verachtet!“ sagte Paul.

„Was bedarf es der Schwüre!“ entgegnete Philibert; „es ist ja doch unmöglich; unse-

re Herzen sind fest verschlungen, wir verlassen einander nie!" — „Nie! nie!" hallte es wieder aus einem Munde.

„Kein Verhältniß kann uns trennen." — „Keines! keines!" riefen Alle, und verließen ihre Plätze, und drückten einander in die Arme und weinten vor Entzücken.

O süße Täuschung! — so dachte Wolff, der nicht ungerührt dieser Scene beywohnte. O ihr schönen Jugendtage! wo man so gern an alles Gute glaubt und alles Gute für ewig hält; wo man sich voll Vertrauen hingiebt und die Brust zerreissen möchte, um das Herz nur ganz zu entblößen; wo man die Blume, die heute blüht, durchaus zu einem Baume erziehen will, der spät noch Schatten geben soll; und wo die Phantasie das Bäumchen, das der Wind zur Erde beugt, in eine stolze Linde verwandelt, die jedem Sturme trotzen wird. O glückliche Jugend! du gleichst dem sanften Bache, der, fröhlich murmelnd, jede Uferblume wässert, bis er das Meer erreicht, das ihn verschlingt und mit seinem Salze ihn schwängert. So wenig als der Strom je wieder in die verlassenen Ufer sich zurückzuziehen vermag, so wenig das reine Jugendgefühl in den Busen des welterfahrnen Mannes.

Diese trüben Gedanken verschloß der Alte weislich in seiner Brust, um die schöne, schwär-

merische Freude der Jünglinge nicht zu stören; er gab vielmehr dem Ausbruch derselben gerührten Beyfall, ermahnte sie, dieser feyerlichen Stunde oft zu gedenken, und erbot sich zum Bewahrer ihrer gegenseitigen Gelübde. „Keinen," sagte er „will ich je davon entbinden. Bald vielleicht nehme ich sie mit ins Grab; und wenn ihr einst als Männer über meinem Grabe euch, wie heute, die Hände zu reichen vermögt, dann werd' ich mit himmlischer Wonne auf meine Zöglinge herabblicken."

Alle schluchzten — Alle reichten ihre Hände mit einer solchen Innigkeit dem geliebten Lehrer — es war wahrhaftig ihr ganzer Ernst! Diese Gefühle — daß sie jemals absterben könnten, schien ihnen so unmöglich, als das Verlöschen der Sonne.

Siebentes Kapitel.

So zogen sie nach Göttingen, zum Erstenmal sich selbst überlassen, denn ihren guten Wolff fesselte eine bedenkliche Krankheit; die Vorboten der Brustwassersucht hatten sich eingestellt; er verbarg

die Gewißheit seines nahen Todes, besonders vor Philibert, wohl voraussehend, daß der Jüngling nicht von ihm weichen würde, wenn er die Gefahr ahnete. In Philiberts Jahren hält man nur die für krank, die in ihren Betten stöhnen, und meint: so lange Einer noch herumgehen, essen, trinken, oft wohl bisweilen lachen könne, so lange sey keine Gefahr vorhanden. Darum fühlte er zwar den Schmerz der ersten Trennung von seinem Lehrer tief, allein er tröstete sich mit der Hoffnung, vielleicht schon in den nächsten Ferien ihn wieder zu sehen, und dann, laut dessen Zusage, ihn mit nach Göttingen zu führen. Bis dahin sollte ein täglicher Briefwechsel die Abwesenheit erträglich machen.

Kaum zwanzig Meilen war Göttingen von Salmbach entfernt, und dennoch erlebten die Jünglinge bey ihrem ersten Ausflug einige Abentheuer. Dem Otto Schlangenbring wurde in einem Wirthshause Uhr und Börse gestohlen; gleich ersetzten die Uebrigen den Verlust. Sein Bruder verstauchte den Fuß, den er, um ihn zu schonen, auf den Rücksitz legen mußte, wodurch ein Platz im Wagen verloren ging. Alle wollten zu Fuße gehen und stritten lange über den Vorzug, ehe sie den einfachen Ausweg fanden, neben dem Wagen herzutraben. Ludwig fiel in einen Strom, der zum Glück nicht tief war, doch ohne das zu wis-

fen, sprangen alle drey hinein, um den Freund zu retten.

Philibert äußerte an einer Wirthstafel Begriffe vom Soldatenstande, die einem jungen Officier mißfielen; er bekam Händel und Jeder wollte sich schlagen. Kurz, es war nur eine Seele, welche vier Körper belebte, die Seele der Freundschaft. So kamen sie nach Göttingen, wo ihr Zirkel sich bald vergrößerte. Es fanden sich, wie gewöhnlich, die Landsleute zusammen. Da war ein Theodor Lenz, ein braver Junge, zum Grübeln geneigt; ein Casimir von Weichbild, der nie zufriedner war, als wenn Andere ihm sagten, was er thun oder empfinden sollte; da war ein Eduard Flau, dessen fröhlicher Leichtsinn überall nach Lebensgenuß haschte; ein Woldemar Hagebusch, der in Empfindsamkeit schwamm, und, statt der alten, kräftigen Studentenlieder, neue, zarte Gesänge dichtete.

Alle diese wurden in den Freundschaftsbund aufgenommen. Die acht Jünglinge stifteten einen Orden und nannten sich die Unzertrennlichen. Ihr Sinnbild war: acht junge Bäume auf einem Felsen im Meere, mit der Umschrift: Trotz den Stürmen! — Alle standen für Einen Mann, Alle hatten nur Eine Kasse und

es mogte keiner etwas lernen oder geniessen, das er nicht mit sieben Andern theilte.

„Ich bin sehr glücklich!" schrieb Philibert an seinen Lehrer; „denn ich wurde von Menschen unter Menschen geboren. Oft haben Sie mir wohl gesagt, es sey schwer, auch nur Einen zuverlässigen Freund zu finden, der in jeder Lage des Lebens treu aushalte bis ans Ende. Ich bedaure Sie, wenn Erfahrung aus Ihnen sprach. Gott sey Dank! ich habe sieben Freunde, alle sieben bereit, ihr Leben für mich zu lassen, so wie ich das meinige für einen Jeden unter ihnen. Unsere Herzen, unsere Geister sind so innig in einander verschmolzen, daß keine irrdische Gewalt sie trennen kann. Wir alle blicken in die heiterste Zukunft, wie schon als Männer unsere Familien zu Einer sich bilden; wie schon als Greise unsere Enkel den süßen Freundschaftsbund erneuern. Wir stehen, acht Bäumchen auf den Felsen, und decken einander vor allen Stürmen. Wir wachsen freudig empor und schlingen unsere Wurzeln, unsere Zweige in einander."

„Glück zu!" erwiederte Wolff; „möchte es nur immer so bleiben. Aber Ihr Sinnbild gefällt mir nicht; Ihr Fels hat zu wenig Raum und Erde; Ihre Bäumchen werden einander die Sonnenstrahlen wegfangen, die Wurzeln sich drängen und verdrängen. Doch, Sie werden jetzt nur

lächeln über den stumpf gewordenen Graukopf, und, beym Lichte besehen, warum sollt' ich in der süßen Täuschung Sie stören? — So gern ich jeden, für ihren Lebensbach bestimmten, bittern Tropfen mit meinen eigenen Lippen auffangen möchte; so giebt es doch nun einmal Erfahrungen in der Welt, die man durchaus selbst machen muß, die man nie einem Andern glaubt. Gebe der Himmel, mein guter Philibert, daß Sie so selten und so spät als möglich durch das eiskalte Wort: Verhältniß, aus schönen Träumen geweckt werden mögen."

„Ganz Unrecht haben Sie freylich nicht," schrieb Philibert einige Monate später; „auch ich habe bereits eine traurige Erfahrung gemacht. Doch ist sie die Einzige und gewiß die letzte. Wir zählten einen wackern Jüngling zu den Unzertrennlichen. Er heißt Theodor Lenz. Wir Alle wurden von ihm geliebt, wie er von uns, und noch jetzt wissen wir, daß nur sein verdrehter Kopf uns sein gerades Herz entrissen hat. Er hörte Kants Philosophie, die das mit unserer Religion gemein zu haben scheint, daß sie keinen andern Glauben neben sich duldet. Er fing an, in dunkeln Worten uns Meinungen aufzudringen, die wir nicht verstanden, die er vielleicht selbst nicht verstand. Doch wer dieß offen bekannte, den bemitleidete er; den Widersprechenden verachtete

er;

er; und wer etwa gar mit überlegener Geistes-kraft in die Enge ihn trieb, ach! den haßte er von ganzem Herzen. Der sanfte Eduard konnte wüthen, konnte bis zum Schimpfen sich vergessen, wenn einer seiner geprüften Freunde auf einer andern Meinung beharrte. Ach! er ist ein Philosoph geworden!"

Ich habe mir erzählen lassen, daß zwey der berühmtesten unserer heutigen Philosophen es eben so machen, und höchstens nur die Unwissenheit, aber keine andere Weisheit, als die ihrige, dulden. Darum scheint es leider wohl, daß die Meinung, wie der Glaube, im Schooß der Intoleranz geboren wird. Darum zürnen wir auch nicht auf den armen Theodor, allein wir sind gezwungen worden, seiner Freundschaft zu entsagen. Die böse Fichten-Raupe hat Eins der acht Bäumchen seines natürlichen Schmuckes beraubt, die übrigen trauern. — Wir haben ein neues Sinnbild gewählt, daß Siebengestirn, mit [illegible]schrift: Ewig! denn wir Nachgebliebene[illegible]innig, daß die Kraft der Freundschaft uns ewig beysammen halten wird, wie die anziehende Kraft jenes liebliche Gestirn."

Wolff lächelte und antwortete dießmahl nichts. Ach! nur zu bald wurden die Unzertrennlichen genöthigt, ihr Sinnbild noch einmahl zu verändern. Woldemar Hagebusch

hatte wirklich Anlage zur Dichtkunst, und im ersten Jahre seiner akademischen Laufbahn sie schon ziemlich ausgebildet. Die Lieder, welche er für das Siebengestirn dichtete, waren natürlich und gefühlvoll, gingen zum Herzen, erfreuten seine Brüder, und auch Andere liebten ihn um dieser schönen Gabe willen. Ach! da gerieth er in eine Schule der hohen poetischen Dunkelheit und Mystik; wo man im Finstern mit Schellen klingelt und den Leuten weiß macht, sie hörten die große Erfurter Glocke tönen; wo man die Dichtkunst zu einer elenden Künsteley herabwürdiget, die allenfalls ein Jeder lernen kann, und wo man diesem schönen Lichte unsers Lebens alle Wärme raubt. Es ist bekannt, welche Abgeschmacktheiten aus jener Schule hervorgegangen sind; (Alarcos, Lacrymas u. s. w.) sie haben viele Jünger gelockt, weil es leicht ist, auf ihren Stelzen durch den Nebel zu schreiten, und weil man, um solch[illegible] von Dichter zu werden, nicht eines F[illegible] Genie bedarf. Sie hat aber auch viele gute [illegible]pfe in ihren Strudel gezogen, die nur recht bald, recht schnell vom Publikum bemerkt zu werden wünschten, und durch die große Leichtigkeit, auf diese Weise zu schimmern, geblendet wurden; denn man hält die schreyende Parthey gewöhnlich für die herrschende.

So war denn nun auch Woldemar Hagebusch aus einem mittelmäßigen Dichter ein hoher Unsinnkrämer geworden, machte Sonnette an die Jungfrau Maria, verehrte Jakob Böhm und trieb es, mit Einem Worte, wie seine Meister. Das that den Freunden weh; dennoch hätten sie darum ihn nicht minder geliebt, denn sie lehrten und übten den Grundsatz: Freundes Schwächen muß man liebreich tragen. Aber es geht der heutigen Dichtkunst, wie der heutigen Philosophie; sie hat alle Fesseln zerbrochen, nur nicht die der Intoleranz. Wer keinen Geschmack für ihre Werke, keinen Sinn für ihre Redensarten hat, der ist ein gemeiner Mensch, den sie tief verachtet.

Lange versuchte Hagebusch vergebens, das Siebengestirn zu sich heraufzuziehen; da es ihm aber nicht gelang und er auch nicht vermochte, aus dem neunten Himmel zu ihm herabzusteigen, da man ihn sogar bisweilen mit gutmüthigem Spott abfertigte; so wurde die sonst so klare Quelle seines Gefühls vom Sumpfe der beleidigten Eitelkeit verschlungen; er wandte sich mit kaltem Mitleid von den Freunden und bewies noch Einmahl die Trennbarkeit der Unzertrennlichen.



D 2

Achtes Kapitel.

Das Siebengestirn verwandelte sich nunmehr in ein einfaches Sechseck, in dessen Mitte ein Auge wachte. „Dieses Auge," schrieb Philibert an Wolff, „ist der Genius der Freundschaft. Er wird wachen, daß keine Seite von unserm heiligen Sechseck jemals los gerissen werde. Eine jede ist der andern völlig gleich, und alle umfassen den Raum, den sein Auge beleuchtet und behütet. Jetzt erst sind wir wahrhaft unzertrennlich!"

So dachten und fühlten Alle, die den Bund geschlossen hatten; so glaubten sie wenigstens zu denken und zu fühlen. Vor Allen Philibert, der, dem Orden am treuesten ergeben, aus ihm die reinsten Freuden sog, und dem es nie in den Sinn kam, daß wohl mancher nur, um dem Sohne des Ministers zu hofeln, sich an ihn schließen könnte. Auch war in der That keiner der fünf Uebrigen eines solchen unedlen Beweggrundes sich bewußt. Freylich behagte es ihnen, des Freundes Ueberfluß fröhlich verzehren zu helfen und in jeder Noth dessen Beutel offen zu fin-

den, aber sie nahmen das mit jugendlicher Leichtigkeit hin, gaben so wenig Dank dafür, als Philibert ihn forderte, und hielten sich um so minder zum Dank verpflichtet, als sie das Bewußtseyn zu nähren vermeinten, daß sie, im umgekehrten Verhältnisse, ihm, mit gleicher Anspruchlosigkeit, gleiche Rechte einräumen würden.

Besonders hing Ludwig immer fester an Philibert, denn ihm war gelungen, dem reichen Freunde gewissermaßen zu vergelten. So lange seines Vaters Briefe ihn oft erinnerten, er müsse im Freunde den Wohlthäter verehren, so lange bekämpfte er vergebens eine gewisse Scheu, die in seinen Umgang mit Philibert sich eingeschlichen hatte. Aber eines Tages hörte er auf einem Kaffeehause ungebührlich von ihm reden. Der Sprecher war ein reiches Muttersöhnchen, das eine Subscription zu einem Luftballon eröffnet und vergebens den Sohn des Ministers um eine Beysteuer ersucht hatte. Darüber machte nun der junge Herr sich lustig und nannte ihn sogar einen Filz. Ludwig seiner nicht mächtig, schlug den Scheltenden mit der Faust ins Gesicht. Man rannte nach Degen, man eilte in ein nahes Gebüsch; der Urheber des Zwistes war dem Vertheidiger des Freundes in der Fechtkunst überlegen; Ludwig empfieng einen Stich in die Brust und wurde für todt nach Hause getragen.

Philibert in Verzweiflung beym Anblick seines blutenden Freundes, verließ weder bey Tage noch bey Nacht sein Bett, bis er ihn ausser Gefahr sah, und dann erst forschte er nach der Ursache eines Streites, der seinem Ludwig beynahe das Leben gekostet hatte. Allein der Genesende schwieg. „Du sollst sie nie von mir erfahren," sagte er, „und wenn ein Plauderer dich jemals davon unterrichtet, so gieb mir dein Ehrenwort, daß du nie mit mir davon sprechen werdest." Philibert gelobte es ihm, so schmerzlich auch des Freundes Zurückhaltung ihn bewegte. Er hat vielleicht eine Unbesonnenheit begangen, dachte er bey sich selbst, vielleicht einen dummen, aber doch gewiß keinen schlechten Streich gemacht, warum verhehlt er es mir? Warum hat falsche Schaam mehr Gewalt über ihn, als Freundschaft? — Er blieb nicht lange in seinem Irrthum; denn geschäftige Zwischenträger hätten gern auch ihn in Händel verwickelt. Er erfuhr Alles, stand tief gerührt, konnte eine Weile nicht reden und große Tropfen rollten ihm über die Wangen. Dann rannte er heim zu dem geliebten Verwundeten, der noch immer das Bett hütete, warf sich weinend über ihn und drückte ihn so ungestüm an sein Herz, daß er die kaum verharrschte Wunde fast wieder aufgerissen hätte.

Ludwig errieth, was vorgegangen war, stieß ihn sanft zurück, und sagte weiter nichts, als: „Ich habe dein Ehrenwort!“ — „Nun ja, das hast du,“ schluchzte Philibert, und ich will schweigen, weil du grausam genug bist, darauf zu beharren; „aber — (hier hob er die Augen funkelnd, die rechte Hand ausgestreckt, zum Himmel empor) — „wenn ich diese Wunde dir jemals vergesse, so möge mein Herz aus tausend Wunden bluten!“

Seit diesem Augenblicke schien das Band der edelsten Freundschaft zwischen beyden Jünglingen unauflöslich geknüpft, denn alle Ungleichheit war verschwunden. Wenn Philibert des Zufalls Geschenke mit Ludwig theilte, so hatte dieser sie mit seinem Blute erkauft, und wurde nicht mehr von dem Gefühl gedrückt, immer nur zu empfangen, nie zu geben; ein Gefühl, welches in zarten Herzen die Unbefangenheit stets ersticken wird.

Die Freundschaft nicht allein verschönerte Philiberts Tage, auch die Liebe überschüttete sie mit Rosen und Vergißmeinnicht. Ein Briefwechsel mit Blandinen wurde schon im Tempel der Erinnerung verabredet, und ohne die mindeste Unterbrechung drey Jahre lang fortgesetzt. Am Dienstag in jeder Woche schrieb Philibert; am Freytag

in jeder Woche erhielt er eine Antwort. Für ihn war es ausgemacht, daß die Benennung Frey- tag von der Göttin der Liebe, Freya, herrühre, denn ihm offenbarte sie sich stets an diesem Tage. Oft ging oder ritt er Stundenweit der Post entgegen, ob er gleich seinen Brief dadurch um keine Minute früher bekam. Aber es gewährte ihm ein wunderbares Vergnügen, hinter dem Postwagen herzuschreiten, und gleichsam seinen Brief zu eskortiren.

Was er Blandinen schrieb? — Alles, was er dachte, fühlte, und sogar was er lernte. Denn, wenn eine Lehrstunde ihn besonders interessirte, so mußte sicher Blandine den Inhalt erfahren, und hätte er auch die Mathematik betroffen. Daß seine Briefe auf diese Weise zu Paketen anwuchsen, ist begreiflich. Blandine hingegen schrieb immer nur ein Blättchen voll, und oft war sogar das vollgeschriebene Blättchen ganz leer; aber das bemerkte der liebende Jüngling nicht; in ihre Worte legte er Gedanken, und war sie mit dem Gefühl sparsam gewesen, so half Er mit seinem Ueberfluß aus. Er machte es mit den Briefen, wie man es mit den Menschen zu machen pflegt, für die man eingenommen ist, er lieh ihnen alle Vorzüge, die er zu finden wünschte.

Längst wäre er selbst einmahl nach Salzbach und Gründorf geflogen, hätte nicht Wolf-

unter der Hand einen Brief des Ministers ausge- wirkt, der ihm, unter dem Vorwand, seine Studien nicht zu unterbrechen, ausdrücklich verbot, die Universität zu verlassen. Zwar hätte es nur eines Winkes von Blandinen oder von seinem alten Lehrer bedurft, so würde er das harte Verbot unbedenklich übertreten haben; allein Frau von Schilff hielt diesen Wink für überflüßig, so lange seine Briefe glühten, und Wolff hütete sich aus guten Gründen dafür. Des Zöglings hingeworfene Wünsche wollte er nicht verstehen, und wenn sie allzu deutlich ausbrachen, so schrieb er trocken: „Was man dem Vater verheimlichen muß, ist schlecht." — Den Gedanken, seinen treuen Lehrer nach Göttingen abzuholen, hatte er ohnehin längst aufgeben müssen, denn Wolfs Gesundheit wurde immer schwankender.

In dieser Lage näherte sich das Ende seiner akademischen Laufbahn. Noch schöner, als die heitere Gegenwart, lächelte ihm die Zukunft. Jetzt hatte er Freunde, von denen er sich trennen mußte, die aber künftig im Vaterlande sich mit ihm vereinigen, und wenigstens bis zum Grabe mit ihm wandeln sollten. Jetzt hatte er eine Geliebte, die er — da sein Vater ihn auf Reisen zu gehen bestimmte — sobald nicht wieder zu sehen hoffen durfte, die aber künftig, als sein treues Weib, wenigstens bis

zum Grabe; ihn geleiten sollte. Diese erquickenden Vorstellungen erleichterten ihm das Scheiden von dem Sechseck. Casimir von Weichbild zog heim, um seine väterlichen Güter anzutreten, die glücklicherweise von Salmbach nur wenige Meilen entfernt lagen. Eduard Flau ging in die Residenz, um seine Fröhlichkeit im Aktenstaube zu begraben. Otto von Schlangenbring eilte eben dahin, um als Kammerjunker in die Hofs-Schranken zu treten; und sein Bruder Paul folgte ihm, um sich dem Forstwesen zu widmen.

Ludwig hatte sehr zeitig dem Studieren ganz entsagt und sein Talent für die Tonkunst angebaut. Er konnte jetzt schon für einen Virtuosen gelten; und spielte nebenher die Guitarre mit großer Lieblichkeit. Jedermann rieth ihm, eine Reise nach Italien zu machen, um sich noch mehr zu vervollkommnen, oder auch nur, um im Vaterlande zu gelten. Sein Beutel allein widersprach dem guten Rathe; doch diesen Widerspruch wußte Philibert zu heben, und er reiste fröhlich ab.

Gern hätte sein Jugendfreund ihn nach Welschland begleitet, doch der strenge väterliche Befehl des Ministers sandte ihn nach Paris, als die einzige Bildungsschule; und Philibert gehorchte.

Neuntes Kapitel.

Zwey Jahre waren ihm bestimmt, um seine reinen Ideale in dem westlichen Babylon herum zu tragen. Er betrachtete diese Zeit fast als verloren oder seinem Glücke geraubt; denn was konnte — ausser einigen Kenntnissen und Befriedigung der Neubegier — Paris ihm geben, was er nicht schon besaß? — Menschenkenntniß freylich war hier zu erwerben; allein gerade diesen Schatz suchte er nicht, weil er ihn schon zu verwahren glaubte; oder er brauchte ihn nicht, weil die einzigen Menschen, auf die er sein ganzes künftiges Glück gebauet hatte, ihm schon hinreichend bekannt waren.

Der Briefwechsel mit Blandinen ging seinen alten Gang; der mit dem Sechseck wurde angeknüpft, doch sehr häufig unterbrochen, wenn gleich nicht von Philiberts Seite. Der Kammerjunker schwieg ein halbes Jahr lang, weil er seinen gnädigsten Fürsten auf einer Reise hatte begleiten müssen. Der Waldmann schwieg mehrere

Monathe, weil er mit Ausmessung eines Forstes beschäftiget war. Der lustige Advokat schwieg eine sächsische Frist hindurch, weil er über seinen Akten des Teufels werden wollte. Der empfindsame Weichbild schwieg fast immer, weil er auf Feuerfüßen ging. Nur Ludwig schrieb; aber unter zehn Briefen, die er geschrieben haben wollte, kam höchstens einer an, welches er denn auf Rechnung der italienischen Straßenräuber schrieb, die bald hier, bald dort ein Felleisen geplündert hatten.

Dem guten Philibert kam nie in dem Sinn, daß irgend eine Seite des Sechsecks nur einen Vorwand suche, um sich dem Auge des Genius in dessen Mitte zu entziehen; er bedauerte seine Freunde herzlich, daß ihre Lage sie so oft des süßen Vergnügens beraube, an ihn, den Unzertrennlichen, zu schreiben; er tröstete sich mit der Zukunft und schrieb immer darauf los.

Schon war die Prüfungszeit beynahe verflossen, als ihn das erste große Unglück traf; sein redlicher Wolff starb. Blandine meldete es ihm zuerst mit einigen bedaurenden Redensarten. Er trauerte innig um den unersetzlichen Verlust. „Was würde jetzt aus mir werden!“ rief er, die Hände ringend, „wenn ich nicht eine solche Geliebte und fünf solche Freunde besäße; wenn ich nicht der ewigen Dauer dieser Liebe, dieser Freund-

schäft gewiß wäre!" — Mit großer Wehmuth empfing er ein Schreiben, welches der sterbende Lehrer an ihn zurück gelassen hatte. Es lautete wie folgt:

„Mein theurer Philibert! Am Rande des Grabes halte ich es für meine letzte Pflicht, Ihnen eine Warnung zuzurufen, die ich vielleicht schon früher in das Herz des Jünglings hätte prägen sollen, wenn es nicht so schmerzlich wäre, die reinen Jugendgefühle mit dem Wermuth der Erfahrung zu mischen. Aber nun sind Sie ein Mann geworden, sind in die Welt getreten mit einer Offenheit, vor der ich zittere; mit einem Glauben an die Menschen, vor dem ich bebe; mit einer Zuversicht auf Tugend, Liebe und Freundschaft, die ich, so schön sie ist, Ihnen entreissen muß, wie ich eine bunte Schlange aus Ihren Händen reissen würde. Ja, Philibert, Sie stehen jetzt mitten in einem Maskeradensaale und Keiner von denen, die Sie umgeben, ist, was er scheint. Ein Jeder hat sich verkleidet und trägt eine Larve vor dem Gesicht. Hier bietet eine allerliebste Gärtnerin Ihnen ein Körbchen mit reizenden, aber vergifteten Früchten dar; dort schreibt Ihnen neckend einer Fledermaus Ihren Nahmen in die Hand und verschwindet, wenn Sie ihr folgen. Hier entdecken Sie im Mönchsgewand einen Juden; dort im Götz von Berlichingen einen

Spieler, oder im Diogenes einen Wollüstling. So sind die Menschen, wenn sie im Publikum sich präsentiren wollen, das Schlimmste geben sie für gut, das Beste für besser. Keiner ist heute ganz, was er gestern war. Keiner wird morgen ganz das seyn, was er heute gewesen ist. Die Vernunft hat keine Herrschaft über ihn; das Herz gängelt ihn bisweilen, doch nur so lange, als der Eigennutz die Zügel schlaff hält. Ja, der Eigennutz allein, er gebe sich welchen Nahmen er wolle, ist der Despot dieses verworfenen Geschlechts. Liebe selbst und Freundschaft sind bloß auf Eigennutz gegründet, wenn gleich im bessern Menschen auf eine edlere Gattung desselben. Wohl dem, dem Liebe und Freundschaft ein eigennütziges Bedürfniß geworden! wohl ihm, wenn er Menschen von gleichem Eigennutz beseelt findet! Solche werden sich treu ergeben bleiben, das Leben einander verschönern und erheitern, so lange ihre gegenseitige Liebe Bedingung ihrer Glückseligkeit ist; mit andern Worten: so lange ihre Verhältnisse in einander greifen und sie, zu Aufrechthaltung derselben, Einer des Andern bedürfen. Doch wehe, wenn irgend ein Zufall diese Verhältnisse trennt; wenn irgend ein fremder Vortheil mit dieser Liebe in Kampf tritt; wenn irgend eine oft unbedeutende Begebenheit die bisherige Lage verschiebt; vielleicht gar nur

ein elendes Urtheil des Publikums um offene Ohren schwirrt, alsobald trennen sich die fest verkitteten Fugen; Entfernung macht die Liebenden gegen einander fremd, oder Gewohnheit lau, oder ein winkender Vortheil verlegen, oder ein Vorurtheil kalt; oder der Eine schwimmt mit einem Strome immer weiter und weiter, und schämt sich, einen Blick nach dem zurückzuwerfen, der vergebens am Ufer die Arme nach ihm ausbreitet."

„Wer mag alle die Fälle nennen, die ein altes heiliges Bündniß oft zerreissen, als wären es dünne Fäden! Genug, jedes neue Verhältniß schadet gewöhnlich dem ältern, und wird, wenn das Schicksal es nicht ausgezeichnet begünstigt, wiederum von einem andern verdrängt werden. Zwar bin ich weit entfernt, Ihnen den abscheulichen Grundsatz zu predigen: Geh mit deinem vertrautesten Freunde so um, als ob er einst dein Feind werden könnte; doch verändern Sie den Nachsatz in die Worte: als ob er einst aufhören könnte, dein Freund zu seyn, so haben Sie das traurige Resultat der Erfahrungen jedes Menschenbeobachters."

„Es giebt wahrlich nur einige wenige, privilegirte Seelen, die unter allen Verhältnissen, oder vielmehr auch dann, wenn sie in keinem Verhältnisse mehr mit dem Freunde stehen, ihm

unerschüttert ergeben bleiben, und selbst solche können dieß edle, für die Menschheit fast zu erhabene Gefühl nur für Wenige hegen. Für die ganze übrige Welt treten sie zurück unter den gewöhnlichen Menschentroß. Wenn also auch das Glück Sie einem so seltenen Menschen in die Arme führte, was verbürgt Ihnen, daß Sie gerade zu der Zahl der Wenigen gehören, die jenes erhabene Gefühl in ihm zu nähren vermögen?"

„Ach! darum muß ich Ihnen zurufen: Trauen Sie keinem Freunde bloß um der Freundschaft willen! Kein Mensch macht sich eine Definition von der Freundschaft, um sie ächt und unzerstörbar in seinem Busen niederzulegen. Jeder wählt seine Freunde, wie der Zufall ihn leitet. Ein angenehmer, lehrreicher Umgang, das Bedürfniß sich mitzutheilen, Gleichheit der Beschäftigungen oder Vergnügungen, das sind gewöhnlich die Quellen, aus welchen auch die edelsten Freundschaften entspringen. Man verstopfe sie und der Bach versiegt."

„Mein geliebter Philibert! ich spreche aus Erfahrung. Einst hatte ich viele Freunde, sie leben noch Alle; jezt hab' ich keinen mehr. Sie möchten glauben, ich hätte sie meiner Freundschaft unwürdig erkannt? mich selbst zurückgezogen? mich freywillig von ihnen getrennt? Keineswegs. Ich schätze sie Alle noch und bin gewiß, daß auch ich

von

von ihnen geschätzt werde; allein unsere ehemahligen Verhältnisse haben sich aufgelößt; Andere sind dazwischen getreten, spätere, die mit den frühern unvereinbar schienen, und so ist die Freundschaft nach und nach zu einer bloß angenehmen, oft wehmüthigen Erinnerung geworden. Wir hören und wissen nichts von einander, wünschen wohl bisweilen, es möchte anders seyn, freuen oder betrüben uns auch wohl, wenn wir zufällig vernehmen, daß Einem von uns ein Glück oder Unglück wiederfahren ist; allein das ist auch alles. Das ehemahlige Verlangen, die Sehnsucht, das Bedürfniß sind verschwunden; wir leben zufrieden ohne einander, und selbst wenn uns das Schicksal auf einige Tage wieder zusammenführt, so finden wir den alten Ton kaum wieder. Es war nicht die Gegenwart, sondern die Vergangenheit, die uns vergnügte, und weil wir die Jahre der Vergangenheit in wenigen Stunden wieder durchlaufen konnten, so war auch dieses Vergnügen bald erschöpft. Beschämt gestehe ich es: wir ermüdeten im erneueten Umgang, so vieles Glück wir uns auch davon geträumt hatten; wir trennten uns gern wieder, denn Jeder hatte jetzt andere Wünsche und Gegenstände, die ihn fesselten und für die er bey dem alten Freunde bloß darum offene Ohren fand, damit er durch gleiche Gefälligkeit bezahlen möchte;

denn überhaupt erhalten sehr viele Freundschaften sich bloß durch ein wechselseitiges, gefälliges Zuhören, weil fast Jedermann von nichts lieber spricht, als von sich selbst."

„Darum, mein guter Philibert, zählen Sie nie länger auf den Freund, als Ihnen möglich ist, Ihr Verhältniß mit ihm zu erhalten; und weil das für die Dauer Ihres Lebens unmöglich ist, so entsagen Sie ganz dem schönen Glauben an eine ewige Verbindung, für welche das Geschöpf eines Tages, der Mensch, nicht geschaffen wurde. Ihre acht Bäumchen fanden nicht Raum auf dem Felsen; Ihr Siebengestirn wurde von einer Wolke bedeckt; Ihr Sechseck wird sich trennen, und wohl Ihnen, wenn es nicht zerschnitten wird."

„Aber — höre ich Sie wehmüthig ausrufen — warum raubst du mir einen Schatz, besäße ich ihn auch nur in der Einbildung, und giebst mir nichts dafür? Warum vernichtest du, gleich dem Freygeist, den tröstenden Glauben des frommen Christen? Warum stößest du Sterbender mich in eine öde Welt ohne Freundschaft? und läßest mir keinen Stab zurück, an dem ich durch die Wüste wandeln könnte."

„Doch, mein theurer Zögling, Sie haben und behalten einen Freund; er wird Sie nie verlassen, wenn Sie selbst ihn nicht von sich sto-

sen; er wird Sie nie täuschen, wenn Sie ihn nur erst kennen. Dieser Freund sind Sie selbst. Wer stets die eigenen Kräfte übt, mit sich selbst einig ist und weiß, warum er es seyn darf: wer sich selbst vertraut und achtet, der hat den treuesten Freund gefunden, der ihm in jede Einsamkeit, auch in den Kerker folgt. Diesen erhalten Sie sich, denn Sie erhalten sich zugleich die Tugend. So lange Sie diesen Umgang nicht scheuen, so lange steht es wohl mit Ihnen. Käme eine Zeit, wo sie vor sich selber fliehen müßten, dann würden auch Ihre Dutzend Freunde Sie nicht mehr beglücken. Gott verhüte es!"

„Mit diesem Wunsche und Gebet reiche ich Ihnen zum letztenmale die Hand. Auch uns verband ein zartes Verhältniß; ich danke Gott, daß nur der Tod es lößte! Ich segne Sie! Leben Sie wohl!"

Zehntes Kapitel.

Philibert stand erschüttert. Große Tropfen fielen auf das Papier und frischten da die Spuren

der vertrockneten Thränen des sterbenden Lehrers wieder auf.

„Armer Greis!“ rief er, „warum mußte ein feindliches Schicksal eben dir den ächten Freund versagen! Nein, du wirst meinen Glauben nicht wankend machen, selbst nicht durch dieses furchtbare Testament. Ich fühle es, und mein Herz schwillt von dem Gefühl, es giebt eine Freundschaft, wie es eine Tugend giebt. Möchte immerhin die Welt aussterben, dennoch könnte der letzte verlassene Mensch sie beyde bewahren in der ausgestorbenen Welt, denn sie bedürfen keines Gegenstandes; und wenn nach einer Ewigkeit die Erde sich aufs neue bevölkerte, so würden beyde ungealtert, mit ungeschwächter Kraft hervortreten, das neue Geschlecht willkommen heißen. — Sollte diese Ueberzeugung nur in meiner Brust leben? Habe ich sie nicht in den Herzen meiner Unzertrennlichen wieder gefunden? — Möge ächte Freundschaft selten seyn, mir wurde das Seltene in reichem Maße zu Theil.“

Durch solche hochfliegende Empfindungen suchte der Jüngling den Eindruck zu verlöschen, den Wolffs Brief wider seinen Willen auf ihn gemacht hatte. „Es wird sich zeigen,“ sagte er am Ende ruhig lächelnd. „Gott Lob! die Zeit ist bald vorüber, die mich von jenen Freunden trennte. Ueber seinem Grabe — so wünschte einst

der Unvergeßliche — sollten wir uns die Hände reichen, wie am Abend vor unserer Abreise. Es wird geschehen, es wird bald geschehen. Wir werden seinen Schatten mit der Welt versöhnen."

An einem Dienstag hatte Philibert das düstere Lebewohl des Entschlafenen empfangen und die nächsten beyden Tage, troz aller Herzensvernünfteleyen in einer trüben Stimmung hingebracht. Jezt aber kam der schöne Freytag, mit ihm ein Brief aus Gründorf, der die lezten Spuren des in seiner Brust erregten Sturmes vertilgen sollte. Hastig erbrach er ihn — es war dießmal nicht Blandinens Hand: Frau von Schilf selbst hatte geschrieben. Er zitterte, die Geliebte sey krank. Mit brennenden Augen überlief er die Zeilen — sie war nicht krank — doch, als er nun bis zu Ende gelesen, wußte er auch nichts weiter, als das; denn es flimmerte vor seinen Augen, sein Blut und sein Gehirn waren in zitternder Bewegung — er mußte sich setzen — Athem schöpfen — die Augen reiben — er mußte ins Freye laufen und den Regen einsaugen und gegen einen Stein rennen, daß der Fuß ihm blutete — ehe er den Inhalt dieses Briefes begriff.

Frau von Schilf meldete ihm mit höflicher Kälte: Da sie überzeugt sey, daß er an den Begebenheiten in ihrer Familie freundschaftlichen Antheil nehme, so könne sie nicht umhin, ihm die

nahe Vermählung ihrer Tochter Blandine mit dem Herrn Major von Baumberg zu notificiren, und verbleibe übrigens mit vieler Hochachtung seine ergebene Dienerin — Wie dem Gärtner — dem ein liebes Bäumchen zum Erstenmale Frucht trägt, der diese Frucht sorgsam pflegte, jeden Morgen sich an ihr ergötzte, und nun, da er sie pflücken will, findet, daß sie in der Nacht ihm gestohlen worden — so war dem armen Philibert zu Muthe. Lange konnt' er nicht sprechen, und wiederum lange konnt' er nur lallen. Seine ersten vernehmlichen Worte waren: „Es ist eine Lüge, man will mich prüfen.“ Aber auch eine solche Prüfung schien ihm grausam, seiner und Blandinens unwürdig. Er wollte sie der Geliebten nie verzeihen. — Doch sie war vielleicht unschuldig — vielleicht nur? Nein, ganz gewiß! Welch ein Verbrechen zu zweifeln an der ewigen Liebe der ewig Geliebten. Kein Wort wußte sie davon! Die Mutter hatte ihr verboten zu schreiben, oder den Brief unterschlagen. Nur Geduld bis auf den nächsten Posttag, dann wird sicher Alles widerrufen, Blandine gerechtfertigt. — Und wäre es wohl anders möglich? Ist der Tempel der Erinnerung eingestürzt? Würde nicht Blandine auf dessen Schwelle vor Scham niedersinken, wenn sie einer solchen ungeheuren Treulosigkeit fähig wäre?

Alle diese Trostsprüche sagte er sich so lange vor, bis er steif und fest daran glaubte, und mit vieler Ruhe — so bildete er sich ein — den nächsten Posttag abwartete. Mehrere Stunden schon vor Ankunft der Briefe stand er vor dem Posthause, wo ihn ein Fieber schüttelte und er von Allem, was um ihn her vorging, nichts hörte noch sah, bis das Horn des Kouriers ihn zum Leben weckte. Nun drängte er sich zum Büreau, forderte mit Ungestüm seine Briefe, wollte rasend werden, daß Niemand seiner achtete, daß Alles den gewohnten Gang schlich, daß alle Gesichter gleichgültig aussahen, und daß endlich ein Sekretär mit der ruhigsten Miene von der Welt, ihn nach einigen Stunden wiederkommen hieß. Da stampfte er mit den Füßen. „Um Gotteswillen!" rief er, „gleich! jetzt gleich!"

Der Sekretär maß ihn mit einem befremdeten Blicke, lächelte mitleidig und wandte sich um. Schon schwebte ein bitteres Scheltwort auf Philiberts Lippe, als zum Glücke ein ältlicher Mann, der neben ihm stand, ihn beym Aermel zupfte, flüsternd: „Mein Herr, Sie sind ein Fremder, Sie kennen die hiesigen Verhältnisse nicht."

„Schon wieder Verhältnisse!" murmelte Philibert zwischen den Zähnen.

„Stecken Sie dem Officianten ein Trinkgeld in die Hand," fuhr der Mann fort, „so haben Sie Ihre Briefe den Augenblick."

Blitzschnell fuhr Philibert in die Tasche, zog ein Goldstück hervor und schob es dem Sekretär zwischen die Finger. Ein heller Schimmer von Höflichkeit umfloß plötzlich das Haupt des Officianten; in wenigen Minuten hatte Philibert seinen Brief und rannte fort, um an der nächsten Straßenecke ihn zu lesen. Ach! er war von unbekannter Hand; nur das Postzeichen verrieth, daß er aus der Heymath komme. Fast mangelte dem Getäuschten die Kraft, ihn zu entsiegeln — er warf einen hastigen Blick auf die Unterschrift — Ottilie — und nun las er mit Begierde:

„Ich folge meinem Herzen, indem ich dem Gespielen meiner Kindheit ein freundliches Wort zurufe, damit er mich nicht vermenge mit denen, die im Unglück ihm den Rücken wenden. Das Schicksal Ihres Vaters hat mich betrübt um Ihretwillen. Sie sind verwöhnt, guter Philibert, an Ueberfluß, an Zuvorkommen der Menschen. Von beyden werden Sie leider sich nun entwöhnen müssen, vom Letztern gewiß noch schwerer, als vom Erstern. Es macht mich unruhig, Sie in einem fremden Lande vielleicht irgend einer augenblicklichen Noth ausgesetzt zu wissen. Lebte Ihr guter Wolff noch, so würde ich zu ihm eilen,

mit ihm mich besprechen; jetzt, da ich Niemanden habe, kann ich nur meiner Empfindung folgen, die mich vielleicht irre führt oder etwas Unschickliches thun heißt. Ich muß es darauf wagen, denn Gott weiß, daß ich es gut meine. — Ich habe von meiner Mutter einen Solitair geerbt, viel ist er nicht werth. Ich habe ihn aus dem Ringe gebrochen, werde ihn sorgfältig einwickeln und mit Siegellack unter diesen Brief befestigen. Hoffentlich kommt er sicher in Ihre Hände. — Glauben Sie nur nicht, daß ich Ihnen den Stein schenken wolle! O nein, ich habe nichts zu verschenken; aber er ist mir unnütz. Ich bin ein armes Mädchen und werde doch nie Brillanten tragen. In Paris, meine ich, kann man dergleichen Dinge vortheilhafter verkaufen, als hier; darum schicke ich Ihnen denselben mit der Bitte, ihn so gut als möglich anzubringen. Das dafür gelößte Geld mögen Sie vor der Hand nach Ihrem Gefallen benutzen. Wenn Sie einst zurück in Ihre Heimath kehren, und es dann gerade übrig haben, so empfange ich es von Ihnen mit Zinsen allenfalls — wenn ich es nämlich brauche. O wenn ich es brauche, will ich sie schon mahnen. Bis dahin seyn Sie ausser Sorgen. — O wenn es nur viel, recht viel wäre! — Aber es bleibt unter uns. Niemand darf ein Wörtchen davon erfahren, ja nicht, lieber Philibert!

sonst kündige ich Ihnen meine Freundschaft auf, und das thäte ich doch fürwahr nicht gern. — Leben Sie wohl! Fassen Sie Muth! es wird — es kann Ihnen nicht übel in der Welt gehen!"

„In vier Wochen ist die Hochzeit meiner Schwester. Das hat sich so gemacht durch allerley Verhältnisse. Zürnen Sie nicht. Ich fürchte, Blandine wird nicht glücklich werden. Leben Sie wohl!"

„Nachschrift: Ich verbiete Ihnen, mir zu antworten."

Eilftes Kapitel.

Dieser ganze Brief war ein unbegreifliches Räthsel für Philibert; es betäubte seinen Kopf, es bewegte sein Herz. Er sah starr nach dem Ende der Straße, als ob er dort die Entwicklung suchen müsse. Einige Bekannte grüßten ihn, er aber schien befremdet und erwiederte den Gruß nicht. Der Körper wandelte mechanisch vorwärts, die Seele zog sich zurück in das Innere ihrer Werkstatt, wo man ihr plötzlich alle ihre Werk-

zeuge durch einander geworfen hatte. Sie brauchte Zeit, das wieder in Ordnung zu bringen, und auch dann noch wußte sie nicht, wornach sie greifen, welches Organ sie in Bewegung setzen sollte, um alle die räthselhaften Dinge, die der Brief enthielt, in Zusammenhang zu bringen. Am meisten waren Philibert die letzten Worte aufgefallen: „Ich fürchte, Blandine wird nicht glücklich werden.“ Also wurde sie zu einer Verbindung gezwungen? also liebte sie ihn nicht? —

Diesen tröstlichen Gedanken stellte er fest in den Vorgrund und ließ ihn von der Sonne hell bescheinen. Alles übrige stand im Hintergrunde, in einem, für den Augenblick wohlthätigen Schatten. Das Unglück seines Vaters rührte ihn nicht, denn die blaße Pflicht kann nur schöne Handlungen, nicht schöne Gefühle hervorbringen. Er hatte seinen Vater nie gesehen, nie ein Zeichen der Liebe von ihm empfangen, folglich schwieg sein Herz und nur sein Kopf beschloß, auf der Stelle dem unglücklichen Vater jedes Opfer zu bringen, was sein Schicksal ihm erleichtern könne. — Aber welches Schicksal hatte ihn betroffen? — Darüber glaubte er nachzudenken, indem er schon längst wieder im Vorgrunde bey der bedrängten Liebe stand.

Noch Einmal zog er den Brief hervor; noch Einmal überlief er die letzte Zeile; da fiel sein Auge auf das eingewickelte Steinchen, welches noch fest an Ottiliens Rahmen hing. Wunderbare Falte des menschlichen Herzens! er schlug das Blatt unwillig wieder zusammen, sein Blick wurde finster. Nicht seine Delikatesse sträubte sich gegen das angebotene Geschenk, sondern er fühlte eine Art von Groll, daß Ottilie Blandinen zuvorgekommen war; Blandinen, die sicher vor Begierde brannte, Alles, was sie besaß, ihm hinzugeben; der es gewiß nur an Gelegenheit mangelte, weil sie von der grausamen Mutter scharf bewacht wurde. Aber Ottilie — hatte sie der Schwester vertraut, was sie thun wollte? Nein, gewiß nicht; sonst würde Blandine mit Entzücken die Gelegenheit ergriffen haben, Opfer zu bringen, die nur der Liebe, nicht der Eitelkeit geziemen. Ja, Eitelkeit! welche andere Triebfeder konnte Ottilien bewegen? Warum hätte sie sonst in die Rechte der Liebe gegriffen? — Sie hat es gut gemeint, sagt sie, und täuscht sich selbst, denn ihr Herz wollte sich nur brüsten vor der unglücklichen Schwester.

Und bedarf ich denn einer solchen Hülfe? Gesetzt, mein Vater sey verarmt, hab' ich nicht Freunde? bin ich nicht ein Theil von dem unzertrennlichen Sechseck? —

Unter solchen Gedanken, die in seinem Gehirn, gleich den Schlangen in einem Tropfen Essig, unaufhörlich hin und her sich bewegten, kam er in seine Wohnung, wo bereits ein Comis seines Banquiers auf ihn wartete, der ihm schonend beybringen sollte, daß sein Vater in Ungnade gefallen, auf die Festung gebracht und sein ganzes Vermögen confiscirt worden sey. Zu seinem Erstaunen fand der Pariser den Fremden schon vorbereitet und in einer Stimmung, die der Ruhe glich. Philibert dankte ihm, erklärte, daß er noch in dieser Nacht abreisen werde, und bat bloß um Auszahlung von einigen hundert Livres, die von seinem zuletzt empfangenen Wechsel ihm noch zukamen. Allein der Comis zuckte die Achseln und äußerte, im Nahmen seines Principals, daß, bey so bewandten Umständen, an keine Zahlung mehr zu denken sey, indem der Korrespondent aus Philiberts Heimath geschrieben: er werde für nichts weiter haften. Mit dieser Erklärung empfahl er sich höflich und Philibert sah ihm verwundert nach.

„Kaufmanns-Seele!" sagte er lächelnd „ahnest du denn nicht, daß ich Freunde habe?" — Er rüttelte sich zusammen, um Liebe, Vernunft und Pflicht in seinen Rath zu berufen, und ehe der nächste Morgen anbrach, hatte er seinen Entschluß gefaßt. Fort wollt' er, und fort mußt'

er, das bedurfte keiner weitern Ueberlegung. Seine Kasse fand er zwar noch nicht erschöpft; bis Straßburg konnte er die Deligence bezahlen; aber dann bedurft' er freylich Geld. Ottiliens Diamant wollt' er auf keinen Fall veräußern; er wurde roth, so oft sich dieses Mittel ihm darbot. Hingegen schrieb er auf der Stelle an das Sechseck, stellte jeder Linie desselben mit wenigen Worten seine Lage dar, bat mit umgehender Post Wechsel nach Straßburg zu senden, wo er sie erwarten wolle, siegelte die Briefe ruhig zu und reiste mit der festen Ueberzeugung ab, daß in wenigen Wochen aus Norden und Osten das Geld ihm zuströmen werde. Dann wollte er auf den Flügeln der Liebe nach Gründorf eilen und Blandinen retten, dann dem Fürsten sich zu Füßen werfen, seines Vaters Begnadigung erflehen, und, gelänge ihm das nicht, so hoffte er doch auf irgend eine Weise, durch seine erworbenen Kenntnisse, dem verarmten Vater nützlich zu werden.

Es ging nicht ganz so, wie er sich träumte. Mehrere Wochen brachte er in Straßburg zu, ohne von seinen Freunden eine Sylbe zu erfahren, obgleich, nach seiner ängstlichen Berechnung, die Zeit, in welcher ihre Antworten eintreffen konnten, schon verstrichen war. Er lebte im Wirthshause, wo man ihn scheel ansah, weil seine Schuld sich täglich mehrte, und man kein

Geld bey ihm gewahr wurde. Endlich kamen drey Briefe an Einem Tage. Casimir von Weichbild schrieb, er sey Bräutigam, und durch die nothwendigen Brautgeschenke habe er sich dermaßen ausgegeben, daß ihm vor der Hand unmöglich sey, dem Herrn Bruder zu helfen. Doch werde er, gleich nach der Hochzeit, die in drey Monaten gefeyert werden sollte, Alles zusammenraffen, was er nur irgend entbehren könnte; denn er erinnere sich noch immer mit Entzücken der schönen Zeit, wo sie mit einander am Ufer der Leine gewandelt und Plutarchs Traktat von der Freundschaft gelesen hätten.

Der Kammerjunker — jetzt Kammerherr — von Schlangenbring schrieb: er sey zerschmettert von der Katastrophe, welche den Minister, und folglich auch dessen Sohn, seinen Herzensfreund, betroffen; allein da die Ungnade seines allergnädigsten Fürsten so schwer auf dem Vater laste, so dürfte er nicht wagen, ohne sich selbst zu compromittiren, dieser hohen Ungnade gleichsam zum Trotz, dem Sohne unter die Arme zu greifen. Uebrigens sey er noch immer von der wärmsten Freundschaft durchdrungen, und wenn er Ihm bey Hofe in irgend etwas nützlich seyn könne, so möge er sein Attachement nur auf die Probe stellen.

Paul, der Forstmann, schrieb: „Hohl mich der Teufel, Herr Bruder! ich habe jetzt selbst nicht viel. Um Oberforstmeister zu werden, habe ich eine Kuppel Windhunde verschenken müssen, die mich fünfzig Dukaten gekostet hatten. Schöne Beester, Solosänger, auf Ehre! Indessen schicke ich dir beyliegend fünf Louisd'ors, mehr hat der verdammte Jude mir nicht leihen wollen. Gedenke dabey unserer Freundschaft, deren Wurzeln so stark sind, als die Eichen in meinem Forst."

So ließ das halbe Sechseck sich vernehmen. Eduard Flau antwortete gar nicht.

„Wolff! Wolff!" rief Philibert mit bitterer Wehmuth: „wenn du Recht hättest! — Nein, ich kann es nicht glauben! ich will es nicht glauben! Die Freunde sind unschuldig. Paul gab, was er hatte. Den übrigen hat das Herz geblutet, daß sie mir nicht helfen konnten. Und Eduard — der ist krank, sehr krank, darum hat er nicht geschrieben."

So fuhr der gutmüthige Schwärmer fort, nur seine Freunde, nicht sich selbst zu bedauern, und vollends verschwand die letzte Spur von Mißtrauen, als die nächste Post einen Brief aus Rom von Ludwig, mit einem Wechsel auf tausend Livres brachte. „Hätte ich ahnen können," so schrieb der Künstler, „daß du in Noth gera-

then würdest, so hätte ich weniger locker gelebt, und nun schon längst so viel gesammelt, daß ich dir schicken könnte, was du bedarfst. Aber ich habe gut gelebt, viel getrunken, viel geliebt, darum habe ich eben nichts, als diese elenden tausend Livres. Nimm vorlieb und glaube mir, es bleiben nicht zehn in meiner Tasche. Doch darum kümmere dich nicht; meine Geige und meine Guitarre verdienen mir täglich mehr Geld, als ich brauche. Von nun an will ich sparen, damit ich dir in kurzem nachdrücklicher beweisen könne, daß ich unseres ewigen Bundes nie vergessen werde."

Diese herzlichen Worte erquickten Philibert, und richteten den Gebeugten wieder auf. „Nun, Wolff," sprach er mit einem triumphirenden Blick gen Himmel, „wo sind nun deine Verhältnisse? Haben sie nur ein einziges Blatt von der schönen Blumenkette gerissen, die mit meinen Freunden mich verbindet? Mir, dem zum Bettler gewordenen Sohne eines in Ungnade gefallenen Ministers, schickte Ludwig Alles, was er hat; Paul theilt seine letzten Goldstücke mit mir; Otto bietet mir seine Dienste bey Hof an; Casimir verspricht, trotz seiner erschöpften Kasse, baldige Hülfe. Und was würde der kranke Eduard nicht gethan haben? Alle gedenken der Jugendfreundschaft mit rührender Wärme; Alle breiten ihre Arme nach mir aus, wie vormals. Wahrlich!

für Herzen, wie die unsrigen, giebt es nur ein Verhältniß: das der Freundschaft; was außer dem Sechseck liegt, ist ihr fremd, und unwillig kommt sie damit in Berührung.

Zwölftes Kapitel.

Heiter würde Philibert den Postwagen bestiegen haben, unbekümmert um die Zukunft, hätte nicht Blandine, die gezwungene Braut, mit abgehärmten Wangen und flehenden Blicken vor ihm gestanden. Sie zu retten, nahm er jetzt mit hastiger Eile den Weg nach seiner Heimath; denn der von ihrer Schwester angegebene Zeitpunkt ihrer Vermählung war sehr nahe.

Nur noch zehn Meilen von Gründorf entfernt, traf er eines Abends in einem Städtchen mit einem ruhenden Postwagen zusammen, auf dem sich, wie gewöhnlich, ein sehr gemischter Haufe von Reisenden befand, die jetzt im Wirthshause zerstreut, zechten oder schliefen. Philibert immer hastiger, je näher er seinem Ziele kam, war bloß ausgestiegen, um die Pferde zu wechseln, und nahm keine Notiz von den Alltagsge-

flüstern. Aber ein junges Frauenzimmer, das, mit einem Kinde an der Brust, in einem Winkel saß und verstohlen weinte, zog wider seinen Willen seine Aufmerksamkeit auf sich. Er beobachtete sie eine Zeitlang von ferne, und endlich konnte er dem Drange nicht widerstehen, ihr seine Hülfe anzubiethen. Er that es mit jener gutmüthigen Art, welche die feineren Seelen auszeichnet und dem Bedürftigen die Schaamröthe erspart.

Die Fremde schien erschrocken, ihre Thränen versiegten schnell; sie dankte ihm freundlich und versicherte, ihr mangele nichts. Eben blies der Postillion. Philibert hatte nicht Zeit, weder in sie zu dringen, noch über das Abentheuer weiter nachzudenken. Er sah mit starrem Blicke dem schnellen Umschwung seiner Räder zu, und bewegte sich bloß ungeduldig, um dem Wagen gleichsam nachzuhelfen, wenn etwa ein Sandberg den schnellen Lauf hemmte.

Am folgenden Tage erreichte er die Gegend um Gründorf, stieg in einem wohlbekannten Dörfchen ab, wo er bisweilen mit Blandinen frische Milch gegessen hatte, ließ den Wagen stehen, und wanderte zu Fuß dem Wäldchen zu, über dessen Wipfeln im Abendroth das Dach des Tempels der Erinnerung schimmerte. Auf welche Weise er eigentlich seinen Zweck erreichen wollte, das wußte er selbst noch nicht. Muth und Liebe waren

seine Begleiter; das übrige, meinte er, werde sich wohl finden. Eine große Aengstlichkeit ergriff ihn doch, als er auf der Landstraße an dem Saume des Wäldchens herging. Um sein Herz zu stärken, bog er ab auf einen Fußpfad, der ihn nach dem Tempel führte. Dort, auf der Moosbank, wollte er einen Augenblick ruhen, und aus der lebhaften Erinnerung an die süße Vergangenheit Muth für die Gegenwart schöpfen.

Da stand er nun an des Tempels angelehnter Pforte. Das Ganze schien ein wenig verfallen, das Wort Willkommen war vom Regen verlöscht. Unter dem Stille! im nächsten Baume standen frisch eingeschnittene Buchstaben. Leise, leise betrat Philibert kaum mit den Fußspitzen die Rasentreppe, und hielt den Athem an sich, um gleichsam auch die kleinste Erinnerung, die in der Luft um dieses Heiligthum schwamm, nicht wegzuhauchen. Jetzt faßte er mit zwey Fingern die Thür, und zog sie noch um eine Spanne weiter auf und schob den brennenden Kopf voraus. — Ha! was erblickte er!

Blandine auf der Moosbank in den Armen eines fremden Officiers! Blandinen, Küsse gebend und empfangend, ein süßes Spiel, das ihr kaum Zeit ließ, in einer, dem Genuß abgestohlenen Sekunde, die Worte: mein Geliebter! mit einem zärtlichen Seufzer zu lispeln.

Philiberts Augen versteinerten sich, die Luft gerann zu Eis vor seinem Munde; nur das Zittern seiner Knice verrieth noch Bewegung in diesem entseelten Körper. Doch eben dieses Zittern war so heftig, daß die leichte Thür von Baumrinde, seinen Fingern entschlüpfend, von seinen Knieen zurückgestoßen, noch weiter sich aufthat. Zwar geschah dieß ohne das mindeste Geräusch, und die Liebetrunkenen wären es kaum gewahr geworden, hätte nicht das Tageslicht, indem es plötzlich mit dem Rosenlicht des Tempels sich mischte, Blandinen aufgeschreckt. Sie wandte das Gesicht nach der Pforte, erblickte das Gespenst, welches von dorther sie anstarrte, und verbarg mit einem lauten Schrey ihr Haupt an dem Busen des Bräutigams. Erschrocken richtete nun auch der Officier seine Blicke auf den Gegenstand, welcher Blandinen so heftig erschüttert hatte; er sah nichts, als die Bildsäule eines jungen Mannes, der aus hohlen Augen Blitze auf ihn schoß.

„Wer sind Sie? was wollen Sie hier?“ rief er dem Störer seiner Lust unfreundlich zu, und harrte vergebens auf Antwort, denn Philibert hörte ihn nicht. Er wiederholte seine Frage mehreremal und endlich mit Ungestüm, doch stets ohne Erfolg. „Was ist Ihnen, liebe Blandine?“ fragte er endlich das zitternde Mädchen in

seinen Armen. „Warum sind Sie so erschrocken?"

Auch sie antwortete nicht. Er faßte sie unter dem Kinn und hob ihr das Haupt empor. Ihr scheuer Blick fiel noch einmal auf die fürchterliche Erscheinung, und noch einmal bebte sie zurück, wie Macbeth, als er den ermordeten Banquo an dem leeren Platze der Tafel erblickte. Der Officier, der weder von Philibert, noch von den Verhältnissen seiner Braut zu diesem Jünglinge je ein Wort hatte reden hören, kam auf die Vermuthung, der Fremde sey ein Wahnsinniger aus der Gegend, der etwa seinen Wächtern entsprungen sey, und von dem man wisse, daß er Unheil zu stiften pflege. Philiberts Gestalt, die wirklich in diesem Augenblicke ein Gemälde des Wahnsinns darstellte, bestärkte ihn in dieser Vermuthung. Was konnte auch sonst Blandinen so außerordentlich erschüttern? Die Ueberraschung in den Armen eines Mannes, der morgen ihr Gemahl werden sollte? — Sie hatte ja schon das Recht, ihn vor aller Welt an den Busen zu drücken, ein Recht, dessen sie sich bereits öfter ohne Scheu bedient hatte. Daher natürlich seine nächste Frage an sie: „Ist der Mensch vielleicht wahnsinnig?"

Diese Frage belebte gleichsam die Vernichtete aufs neue. Sie sah nach der Stelle, welchen

Vortheil sie aus dem Irrthum schöpfen könne, und beantwortete sie durch ein schnelles, lebhaftes Kopfnicken.

„Seyn Sie außer Sorgen," fuhr der Officier fort, „er ist unbewaffnet, und im Nothfall hab' ich meinen Degen. Doch werden wir wohl thun, uns zu entfernen."

„Ja — ja —," lispelte Blondine, und klammerte sich fest an seinen Arm. Beyde standen auf, der Officier that einen Schritt nach der Thür — Blandine wankte neben ihm, ihr Gesicht auf seine Schulter gedrückt. Aber wie konnten sie den Tempel verlassen, so lange die unbewegliche Bildsäule den Ausgang sperrte?

„Machen Sie Platz, mein Herr!" so rief der Officier vergebens mehreremal; und als er endlich sah, daß Philibert weder hörte, noch wich, und auch sonst nicht die mindeste feindselige Bewegung machte, so faßte er Muth, ihm näher zu treten, und versuchte, ihn sanft auf die Seite zu schieben, wobey er auch nicht den geringsten Widerstand fand. Philibert taumelte seitwärts bey der ersten Berührung, und würde gefallen seyn, wenn ein Pfeiler des Tempels ihn nicht aufgehalten hätte. Da stand er nun wieder eben so leblos, wie zuvor. Die Liebenden hatten Raum gewonnen, und entschwanden schnell seinen Blicken.

Ihm war zu Muthe wie einem Scheintodten, der sich zwar nicht rühren kann, doch Alles um sich her vernimmt, und, ohne es hindern zu können, die Anstalten zu seinem Begräbniß machen hört. Wie lange dieser ängstliche Zustand gedauert hatte, wußte er nicht, als er mitten in der Nacht seine Besinnung wieder fand; aber Alles, was vorgegangen war, stand mit lebhaften Farben vor seinem Gedächtniß. Blandinens Schrey, ihr Kopfnicken bey der Frage, ob er ein Wahnsinniger sey; ihr ängstliches Ja, ja, als der Officier sie wegzuführen vorschlug; das Verstecken ihres Gesichts — ach! und mehr noch ihre zärtliche Umarmung, ihr liebevolles Gefühl, als er hereintrat — Alles, Alles hörte und sah er wieder, hörte und sah nichts andres, wälzte sich auf der Moosbank, und wimmerte bis zum anbrechenden Tage. Schon zwitscherten die erwachten Vögel im Birkenwäldchen; schon zauberte die Morgensonne das Rosenlicht aufs neue, welches einst auf Blandinens Wangen für das Erröthen der Unschuld galt; als Philibert aufsprang, sich die Augen rieb, als habe er geschlafen, und mit hohlen, ihm fremden Tönen ausrief: „Ich bin betrogen! Wolff hat Recht!"

Er wankte aus dem Tempel, schweifte noch eine Stunde im Gehege umher, streifte überall mit seinen Haaren die Thautropfen von den Zwei-

gen, fühlte sich durch Thau und Morgenluft erfrischt, und faßte muthig den Entschluß, diese unglückliche Gegend auf ewig zu verlassen. Zwar zuckte es einigemahl in ihm, es ballte ihm die Faust, es zog ihn fort, um Blandinen mit Vorwürfen zu überhäufen, ihrem Buhler seinen Degen durch den Leib zu rennen; aber das Gefühl seines eigenen Werthes erhob ihn über die Rache. „Sie soll nie wieder von mir hören,“ murmelte er zwischen den Zähnen, „nur meine Gestalt möge sie am Brautaltare umschweben, so wie sie gestern ihr zum leztenmal erschien.“

Er lenkte seine Schritte hastig nach der Landstraße. Nur Eines hielt ihn noch zurück: Ottiliens Diamant. Er wollte ihn selbst der Jugendfreundinn überliefern, ihr danken, Abschied von ihr nehmen. Aber wie konnte das geschehen, ohne jenes Haus, das Grab seiner Hoffnungen, zu betreten? ohne vielleicht Blandinen selbst zu begegnen, wenigstens von ihr zu hören? ohne auf den Räuber seines Glücks zu stoßen, und vielleicht die mühsam errungene Fassung zu verlieren? — Er besann sich, daß der alte Jäger Martin an der Ecke des Birkenwäldchens eine Hütte bewohne. Der Mann hatte ihn schon als Knaben geliebt, ihm Krammetsvögel in Schlingen fangen gelehrt, und bisweilen von seiner kindlichen Dankbarkeit ein kleines Geschenk erhalten.

Zu seiner Hütte schleppte sich der Unglückliche, und klopfte leise an. Der alte Mann trat heraus, erkannte den Jüngling nicht, und weinte, halb vor Freuden, halb vor Wehmuth, als Philibert sich zu erkennen gab.

„Mein Gott! junger gnädiger Herr, wie sehen Sie aus? was ist Ihnen widerfahren?"

Philibert wäre fast in Thränen ausgebrochen. Er ermannte sich. „Guter Martin," sagte er, „ich habe nicht Zeit, deine Fragen zu beantworten. Ich muß Fräulein Ottilien sprechen. Thue mir den Gefallen, lade sie hieher, doch verschweige ihr, wen sie hier finden wird."

„Fräulein Ottilie?" versetzte Martin: ach lieber Gott! die ist schon seit vielen Wochen nicht mehr hier."

„Wo ist sie?"

„In der Residenz. Sie soll dort — ich mag es kaum nachsagen — so eine Art von Kammerjungfer oder Kinderwärterin geworden seyn. Nun, Sie wissen ja, wie es der frommen Seele hier erging. Sie war überall im Wege, und wurde überall aus dem Wege gestoßen; da mag sie sich wohl endlich entschlossen haben, lieber fremden Leuten zu dienen, als ein so bitteres Gnadenbrod zu essen. Sie soll bey einer gewaltig vornehmen Dame in Dienste getreten seyn, mehr weiß ich Ihnen nicht zu sa-

gen. Ich stand mit an der Thür, als sie abreiste. Sie weinte heftig, aber bey der gnädigen Mama und Fräulein Blandinen blieben die Augen trocken, und ich glaube auch die Herzen. Der gnädige Herr war auf einen Pferdmarkt sechs Meilen von hier geschickt worden. Nur das Hofgesinde und die Bauern im Dorfe weinten und segneten sie laut, als sie davon fuhr. Mit ihr ist denn auch meine letzte Freude aus dem Schlosse gewichen, denn sie war so gut und so still freundlich, und nimmer hab' ich sie froh gesehen, als wenn sie Einem unter uns irgend etwas Gutes erzeigt hatte. Ja, die Leute sprachen wohl, sie wäre häßlich, aber weiß Gott, mir ist sie wunderschön vorgekommen."

Beklemmt drückte Philibert dem Alten die Hand und entwich hastig, ohne auf seinen freundlichen Nachruf zu hören.

Dreyzehntes Kapitel.

Nun fesselte den Jüngling nur noch eine Erinnerung an diese Gegend, seines Lehrers Grab. Diese Ruhestätte zu besuchen, ehe er auf immer

von dem Wohnplatze seiner frohen Jugend sich trennte, schien ihm eine heilige Pflicht. Nur eine Stunde wollte er dort noch verweilen, dann sich in die Residenz begeben, seines Vaters Kerker öffnen, oder theilen.

Als er eben aus dem Wäldchen heraus auf die Landstraße trat, begegnete ihm dasselbe junge Weib mit dem Kinde an der Brust, welches auf dem Posthause seine mitleidige Aufmerksamkeit erregt hatte. Ihre Augen waren auch jetzt voll Thränen; sie schien zu erschrecken, als sie ihn erblickte, wich ihm aus und schlüpfte schnell an ihm vorüber. Er blieb einen Augenblick stehen, um ihr nachzusehen; er hätte ihr gern zum zweytenmale seine Hülfe angeboten; da sie aber, ohne umzuschauen, ihre Schritte verdoppelte, auch seine eigene Stimmung ihn hinderte, das Bild fremden Leiden lange fest zu halten, so wandte er ihr den Rücken, und ging, um seinen Wagen zu erreichen, den Weg, den er gekommen war.

Unter allen wehmüthigen Empfindungen ist keine so süß und bitter, keine so beklemmend und wohlthuend, als die, mit welcher man den Ort wiedersieht, wo man die Jahre der Kindheit zugebracht hat. Da ist kein Plätzchen, das nicht in der Camera obscura des Herzens mit den schönsten Farben sich spiegelte. Bey jedem Schritte erwacht eine freundliche Erinnerung, und jede Er-

innerung zieht an einem Goldfaden eine jüngere Schwester nach sich. Alle gaukeln um den Glücklichen her, der sein schönstes Leben zum zweytenmale lebt; jede reicht ihm ein Blümchen, und nickt ihm lächelnd zu. Vieles vergißt der Mann, vieles wichtige sogar, was ihm vor wenigen Monden widerfahren ist; doch, was vor vielen Jahren in seiner Heimath der Knabe erlebte, war es gleich das unbedeutendste, dessen entsinnt sich der Mann und verweilt dabey mit Vergnügen. — Vergnügen blitzt aus seinen Augen, wenn er den Baum wieder findet, auf den er kletterte; wenn er die Straße wieder wandelt, die er zur Schule ging; wenn er alt gewordene Gesichter, die ihm begegnen, wieder erkennt.

Diesen lieblichen Genuß, dieses Hervorzaubern jener Tage, wo die körperliche Hülle noch so leicht auf der Seele lag, wie ein Blüthenstäubchen auf einem Kolibri, stört nur Eines; — die Gewalt der Zeit hat so Manches verändert! Hier ist das Alte weggerissen, das Neue mag besser seyn, aber wir vermissen das Alte. Dort ist eine Baumgruppe ausgerottet; die Aussicht hat sich verschönert, aber nicht für uns. An dieser Straßenecke saß eine alte Obstverkäuferin, sie sitzt nun nicht mehr da, das ist uns leid. Und wenn wir vollends bey jedem Schritte uns sagen müssen: in diesem und in jenem Hause war

sich oft herzlich froh, aber die Bewohner sind todt! — wenn wir in der wohlbekannten Stadt herumgehen, ohne die bekannten Menschen wieder anzutreffen, — ach! dann ergreift uns eine Wehmuth, wie sie den Einwohner von Pompeji ergreifen würde, wenn er in seine verödete Heimath zurückkehrte — und begegnen wir endlich bekannten Zügen, gehörten sie auch einem Bettler an, so möchten wir an seinen Hals stürzen, und an seinem Busen weinen.

Von solchen wechselnden Gefühlen wurde Philibert bestürmt, als er sich dem Dörfchen näherte, welches einst seine Welt war. So Manches fand er wieder, so Manches verändert oder zerstört. Seines Vaters Güter, also auch Salmbach, standen unter Sequester; ein fürstlicher Verwalter hauste nach Gefallen. Der schöne dichte Busch, in dem die Knaben Vogelnester suchten, war in ein Feld verwandelt. Der Teich, auf dem sie ihre Flotten schwimmen ließen, war ausgetrocknet und Weizen darein gesäet. „Ach!" seufzte Philibert, „es mag wohl Alles besser seyn; ein verständiger Landwirth mag sich dessen freuen; aber ich — wo find' ich meine Nester? wo lass' ich meine Schiffe?" Es war ihm fast schmerzlicher, diese Plätze verändert zu sehen, als nicht mehr Erbe von Salmbach zu seyn. Doch dieser Verdruß verwandelte sich bald in die tiefste Weh-

muth, als er an dem Hause vorüberfuhr, in welchem er mit seinem Lehrer wohnte; als er die Fenster erblickte, vor welchen Wolff Blumen zu ziehen pflegte. Die Blumentöpfe waren verschwunden. Er verhüllte sein Gesicht, und schluchzte.

Am Kirchhof stieg er aus. Jedes alte Grab war ihm bekannt, bey jedem neuen verweilte er zitternd, und wußte nicht, wo er den Staub seines Freundes suchen sollte. Der alte Küster hatte aus seiner Hütte den Fremdling erblickt, kam herab, erkannte seinen jungen Herrn, küßte ihm weinend die Hand, und deutete mit dem Finger auf das gesuchte Grab. Philibert eilte dahin, und warf sich auf den noch nicht begrasten Hügel. Der Alte folgte ihm, und stand neben ihm mit gefalteten Händen. Er ehrte des Jünglings Schmerz, versuchte es nicht, ihn zu trösten. Es war eine stille, feyerliche Stunde.

„Du Unglücklicher!" dachte Philibert: der du an Liebe und Freundschaft nicht geglaubt, mögte meines Herzens Wärme zu dir hinab strömen! mögtest du fühlen, daß ein Freund über deinem Grabe liegt, den selbst der Tod nicht von dir trennte! Ihm wurde die Geliebte entrissen, doch ihm blieben seine Freunde, und er wird sie einst um dieses Grab versammeln, möge der Boden, in dem du schlummerst, gehören, wem er wolle; wahrlich! er wird sie versammeln, wie

du einst begehrtest, um sich die Hände zu reichen über deiner Gruft!"

Leise schwur er, dieß Wort zu erfüllen, leise drückte er seinen heißen Mund auf den kalten Hügel, stand auf, und trocknete seine Thränen.

„Guter Alter," sagte er zu dem Küster, ich bin jetzt nicht im Stande, diesem Ehrenmanne ein Denkmal zu setzen; aber wenn ich einst wiederkäme, und sein Grab nicht mehr fände — es würde mir die Ruhe rauben. Versprich mir, ein Bäumchen darauf zu pflanzen, an dem ich es erkennen möge."

„Lieber junger Herr," versetzte der Alte, „das schönste Bäumchen aus meinem Garten, verlassen Sie sich darauf."

Vierzehntes Kapitel.

Wenige Tage nach der schweren Trennung von der Heimath, fuhr Philibert durch die Thore der Residenz, und stand plötzlich da, wie ein Unkundiger in einer Uhrenfabrik. „Was schadet's?" dachte er bey sich selbst; „Otto und Paul und

Eduard

Eduard sind hier, ich bin in dem Hause meiner Brüder."

„Kaum im nächsten Wirthshause abgestiegen, schrieb er flüchtige Billets an die drey Freunde und lud sie auf den Abend zu sich ein. Der Kammerherr sandte flugs einen Kammerdiener, ihn zu seiner glücklichen Ankunft zu komplimentiren. Er sey entzückt, hieß es, er brenne vor Begierde, ihn an sein Herz zu drücken; aber unglücklicher Weise müsse er gerade an diesem Abend die Parthie der Frau Oberhofmeisterin machen, von der er sich unmöglich loswinden könne. Doch werde es ihn ganz unendlich erfreuen, wenn Philibert am andern Morgen bey seinem Lever sich einfinden wolle.

„Armer Otto!" dachte Philibert; „wie sauer muß es dir werden, so nahe deinem längst entbehrten Freunde, den Abend am Kartentische zuzubringen. — Ich werde kommen," sagte er zu dem Bedienten und flog in Eduards Arme, der eben die Thür öffnete und mit einiger Verlegenheit seine Umarmung erwiederte.

„Sicher bist du krank gewesen?" fragte Philibert mit Innigkeit, „denn du hast mir nicht geschrieben."

„Geschrieben?" antwortete Eduard mit unsichern Blicken, „wohin sollt' ich dir schreiben? wußte ich doch deinen Aufenthalt nicht."

„Hast du meinen Brief aus Strasburg nicht empfangen?“

Nein.

„Den Brief, in dem ich dich um eine Unterstützung bat?“

O mein Gott nein! Wie kannst du zweifeln, daß ich Alles würde aufgeboten haben. —

Philibert zweifelte auch nicht. Ein verlohren gegangener Brief, ein Zufall, der sich oft ereignet. Der Freund war gerechtfertigt.

„Allein erfuhrst du es denn nicht durch Paul und Otto? Beyden schrieb ich ja dasselbe, und da ihr euch täglich seht —“

„Wir uns täglich sehen? Mit nichten. Es ist wohl schon ein halbes Jahr verflossen, seit ich keinem von Beyden begegnet bin.“

„Ein halbes Jahr! begegnet! Ihr wohnt in Einer Stadt, und könnt leben, ohne euch täglich einander mitzutheilen? Ihr begegnet einander nie?“ —

„Ach mein Freund! andere Zeiten, andere Verhältnisse. Otto ist Kammerherr und Günstling, Paul Oberforstmeister. Ich bin ein Bürgerlicher und komme nicht in ihre Cirkel. Sie sind an ihre Aemter, ich bin an meine Akten gefesselt.“

„Aber das Sechseck?“ murmelte Philibert.

„Ja, das Sechseck besteht, so gut es kann. Wenn wir uns irgendwo antreffen, so schütteln wir einander die Hände, wenn es, ohne Aufsehen zu erregen, geschehen kann. Wir erinnern uns im Vorbeygehen mit Vergnügen der herrlichen Jugendjahre und scheiden gelassen von einander bis auf Wiedersehen.“

In diesem Augenblicke trat Paul in das Zimmer und drückte seinen Gespielen ungestüm an die Brust.

„Sey willkommen, Herzens-Philibert! Hohl mich der Teufel, du bist mager geworden! — Du auch hier, Eduard? Nun, das soll einmahl ein lustiger Abend werden. Laß den Wirth von seinem besten Wein geben. Der beste hier im Hause ist leider schlecht genug.“ — Mit diesen Worten zog er eine gewaltige meerschaumene Pfeife aus der Tasche und stopfte sie aus einem Beutel von Dachsfell. Man setzte sich um die Flasche, man suchte den alten traulichen Ton hervor. Er ließ sich suchen, aber nicht finden. Paul, ein Jäger mit Leib und Seele, sprach viel von seinen Hunden, deren Bekanntschaft Philibert machen sollte, und versprach, ihn nächster Tage mit auf den Anstand zu nehmen. Eduard erzählte bey der ersten Flasche von einer Kindermörderin, deren

Sachwalter er ex officio sey, und bey der zweyten ließ er die hübschen Dirnen in der Residenz die Musterung passiren. Nebenher gedachte Paul des alten Wolff, der, nach seiner Meinung, zwar ein ehrlicher Mann, aber eine Art von Kopfhänger gewesen sey. Nach des Freundes Schicksalen fragten Beyde obenhin, hörten sie mit Achselzucken, und stimmten so bald als möglich ihr eignes Lied wieder an.

Dem guten Philibert waren Kopf und Herz ganz wüst geworden, als er sich um Mitternacht allein befand. Er fühlte wohl deutlich, daß ihm unter den alten Freunden nicht so wohl gewesen sey, wie vormals, allein er schob die Schuld auf sein eigenes, verstimmtes Gemüth. Paul war ihm ja so treuherzig entgegen gekommen; Eduard hatte so rührend über den verlornen Brief gejammert; beyde schienen freylich andere Sitten, andere Gewohnheiten angenommen zu haben; doch was kümmern Sitten und Gewohnheiten die ächte Freundschaft? Sie hat es ja nicht mit der Form zu thun, sie hält sich an das Wesen, und das ist ewig unveränderlich. Noch einige Tage, und Alles findet sich wieder im alten Gleise.

Mit diesen Gedanken schlief er ein, und erwachte nicht eher, bis Eduard vor seinem Bette stand, der ihm versprochen hatte, ihn zu dem Kammerherrn zu begleiten. Den von Schlan-

genbring hatte sich in einigen Jahren glatt und behende durch manchen Dornenstrauch bis zu der Gunst seines Herrn hinaufgewunden. Er bewohnte schon ein Hotel und hatte einen Schweizer, der in dem Augenblicke, da Philibert die Pforte erreichte, einen armen Schullehrer ungestüm abwies, hingegen für Philibert und dessen Begleiter mit Unterthänigkeit Platz machte.

Sie schritten durch eine Reihe von Gemächern, die mit Statuen, Büsten und Gemählden prangten, denn der Fürst war ein Kunstkenner und folglich sein Günstling auch. So erreichten sie die Thür des Schlafzimmers, vor dem ein Bedienter in kostbarer Livree Wache stand. Philibert wollte geradezu gehen; allein der Bediente streckte ihm das Inwendige der flachen Hand entgegen und bat höflich um seinen Nahmen. Er nannte sich.

„Werde sogleich die Ehre haben, Sie zu melden,“ sagte der schimmernde Bursche, schlüpfte hinein, blieb wohl eine Minute und riß dann mit dienstfertiger Hastigkeit die Flügelthüren auf. Da wollte sich Philibert in Otto's Arme stürzen; aber der saß eben und ließ sich rasiren, konnte folglich mit dem eingeseiften Bart die dargebotenen Lippen des Freundes nicht küssen, sondern begnügte sich, die Hand nach ihm auszustrecken, die seinige zu schütteln und ihm, auf die Gefahr in die Backe geschnitten zu werden, ein Will-

kommen zuzulispeln. Dieses Wort und das Wort: Stühle! welches er dem Bedienten zuherrschte, setzten fürs erste der Unterredung ein Ziel.

Es entstand eine seltsame Pause, die den Ankömmling in große Unbehaglichkeit versetzte. Er sah freylich wohl ein, daß Otto unter dem Messer nicht reden könne, aber warum mußte er sich denn eben rasiren lassen, da er den ersten Besuch eines alten Freundes erwartete? Philibert warf sich in den Sessel und ließ, mit einigem Unmuth, seine Augen umherschweifen. Da standen im Hintergrunde noch einige Personen; ein demüthiger Mann, mit einer Rolle Papier unter dem Arm; ein hübsches Mädchen mit einem schnippischen Gesicht; ein blasses Frauenzimmer in Trauer, und ein junger Mensch, auf dessen Nase der Uebermuth thronte. Alle waren mäuschenstille, nur der Uebermüthige flüsterte bisweilen dem Demüthigen ein paar Worte in das Ohr, welche dieser blos durch beyfälliges Lächeln und Nicken zu erwiedern wagte.

Philibert, ungeduldig, hub ein lautes Gespräch mit seinem Begleiter an über ein Gemählde, das an der Wand hing, dessen Original er zu Paris gesehen hatte und von dem er die gegenwärtige Kopie schlecht nannte. Eduard antwortete nur mit leiser Stimme; in den Mienen

der übrigen Zuhörer war ein schüchternes Erstaunen ob des Fremdlings Verwegenheit zu lesen.

Endlich hatte der Kammerdiener die unbequeme Zierde des Mannes, den Bart, vertilgt; der Kammerherr wusch sich noch das Kinn mit Eau de Cologne, und breitete dann die atlassenen Arme nach dem harrenden Freunde aus. „Sey mir herzlich willkommen! ich bin entzückt, dich zu sehen! — Herr Morelli, zeigen Sie mir den Riß.“ — Der Demüthige rollte sein Papier auf, welches einen niedlichen bunten Riß zu einem niedlichen bunten Landhause enthielt. Der Gönner besah ihn flüchtig.

„Kommst du geradesweges von Paris? — Nein, Herr Morelli, hier sind der Säulen zu wenig und dort zu viel. — Hast du den Kaiser gesehen? Bist du ihm vorgestellt worden? — Herr Sekretair, zeigen Sie dem Baumeister den von mir selbst entworfenen Plan.“

Der Uebermüthige ging mit dem Demüthigen hinaus.

„Ich will hoffen, daß du das Museum Napoleon täglich besucht und studiert hast? Ich beneide dich darum, — Was wollen Sie, Madam?“ (zu der Dame in Trauer, die eine Bittschrift zitternd überreichte.) „Ich kann Ihnen nicht helfen, die Pension ist schon vergeben. — Verzeih, lieber Philibert, du findest mich hier so beschäftigt,

so überhäuft — Ah, sieh da, Mamsel Linchen? Gewiß wegen der Domainenpachtung Ihres Vaters?"

Mamsell Linchen machte einen Knix und lächelte den Gönner sehr freundlich an.

„Kind, Kind! der Mann hat schlecht gewirthschaftet, ist verdammt zu kurz gekommen."

„Ein Hagelschaden," sagte das Mädchen und lächelte wieder.

„Nein, nein, die Kammer hat berichtet, der Hagel war kaum so groß, als die Zuckerkörner, mit welchen man sich auf dem römischen Karneval zu werfen pflegt. Dein Vater kann sich Glück wünschen, daß er eine so hübsche Tochter im Dienst der Gräfin Sternheim hat. Geh nur, man wird durch die Finger sehen."

Das Mädchen hüpfte hinaus. Die Dame in Trauer schlich ihr seufzend nach.

„Endlich, mein Herzensfreund, gehöre ich ganz dir! wenn auch nur auf eine Viertelstunde, denn ich muß gleich zum Fürsten. Nun, wie geht es dir? Der alte Wolff ist todt? Das thut mir leid, ich bin in Verzweiflung darüber gewesen. — Ey sieh da, Herr Advokat! Sie auch hier? Wir haben uns lange nicht gesehen. Man muß seine alten Freunde nicht vergessen." — Eduard verbeugte sich demüthig.

„Das höre ich gern von dir, Otto," sagte

Philibert, der endlich einmahl zum Worte kam; „man muß seine alten Freunde nicht vergessen; man muß sie aber auch wieder duzen, wenn man sie vormals geduzt hat."

„O ich bitte," murmelte Eduard entschuldigend.

„Ach mein guter Philibert!" sagte der Kammerherr ohne alle Verlegenheit; „die Verhältnisse hier am Hofe — du weißt nicht, welche Fesseln mein Herz oft drücken. Unser Eduard ist mir wahrlich noch so lieb, als vormals; aber wenn ich in gewissen Cirkeln mit ihm erschiene — wenn ich ihn gar duzen wollte —"

„Nun?" fragte Philibert und seine Wange glühte.

„Man würde lachen, man würde spötteln."

„Nun? und dann?" wiederholte Philibert noch hastiger.

„Der Fürst könnte es sogar ungnädig aufnehmen."

„Nun? und dann?" fuhr Jener mit einem fast bittern Lachen heraus.

„Wie du auch fragen kannst! Eine solche Ungnade —"

„Aber eine solche Freundschaft!"

„Du bist noch immer der Alte."

„Ja Gottlob!"

„Du lebst, wie vormals, in deiner tünkeln

Welt, ohne dich darum zu kümmern, ob die äußere damit harmonirt."

„So ist's."

„Du wirst bald anders denken."

„Nimmermehr!"

„Du gleichst einem Schwärmer, der ins Wasser fällt, da zischt er noch eine Weile und verzischt."

„Muß ich den ins Wasser fallen?"

„Ja, du mußt. In der Luft erhältst du dich nicht lange."

„Otto, du gefällst mir nicht."

„Das würde mich zur Verzweiflung bringen, denn ich meine es gut mit dir."

„Du bist fürwahr ein ganzer Höfling geworden."

„Wäre ich das, würde ich deinen Besuch angenommen haben? den Besuch des Sohnes eines in Ungnade gefallenen Ministers? Wage ich nicht selbst dabey? Kann der Fürst das nicht übel deuten? Aber ich trotze den Folgen, denn Freundschaft hat ihre Rechte." —

Philibert, durch jede Phrase leicht gerührt weil er nie in Phrasen redete, fiel dem Kammerherrn um den Hals. „Erkennst du wirklich diese Rechte noch? — Vergieb mir! Gehörst du noch zu unserm heiligen Sechseck? Waltet noch das Auge in dessen Mittelpunkte über dir?"

„Ja, Philibert, ich erinnere mich gern der fröhlichen Zeiten, wo wir durch jugendliche Gefühle uns täuschten."

„Täuschten? O geschwind, gieb deine armselige Wirklichkeit für eine solche Täuschung. Sey wieder ganz mein alter Otto!"

„Ich bin es."

„Gieb mir schnell einen Beweis davon. Duze, Eduard."

„Unter uns, warum nicht?"

„Nur unter uns? Nun so bleib unter uns! Laß den Hof fahren, sonst verwelkt dein Herz."

„Du bedenkst nicht, Philibert — ich stehe in der Gunst des Fürsten, ich kann viel Gutes stiften."

„Kannst du das? Freylich, dann mußt du bleiben. Nun, so stifte Gutes; wirke meinem Vater Verzeihung aus."

„Da forderst zu du viel. Seine Durchlaucht sind dermaßen erbittert — Auch muß man bekennen, dein Vater ist sehr strafbar."

„Immerhin, ich weiß es nicht. Aber ich meine, du solltest ihn nicht strafbar finden, wenigstens nicht laut es sagen."

„Ich? warum nicht?"

„Er war dein Wohlthäter."

„Freylich — ja — das war Er — er hat

sich für meine Erziehung interessirt — Nun, ich rede auch nichts Böses von ihm, nur vertheidigen kann ich ihn nicht, darf ich ihn nicht."

„So möge er immerhin dienstlos bleiben. Für einen Minister, pflegte Wolff zu sagen, ist das die härteste Strafe. Aber sein Gefängniß? das könnte doch zum mindesten in eine Verbannung auf seine Güter verwandelt werden? So viel könntest du doch bewirken?"

„Seine Güter?" — sagte der Kammerherr mit einiger Verlegenheit, „seine Güter sind konfiscirt, zum Theil schon verschenkt."

„Gut, so lasse man ihn nur frey; er soll nicht betteln, so lange ich lebe."

„Beruhige dich nur fürs Erste. Die Sache ist noch zu neu. Laß sie ein wenig verbluten und baue auf meine Freundschaft, die den rechten Augenblick zu ergreifen wissen wird."

„Indessen stirbt der alte Mann. Nein, ich muß noch heute sein Schicksal bessern, oder es mit ihm theilen. Noch heute will ich an den Fürsten mich drängen —"

„Thu das ums Himmelswillen nicht! Seine Durchlaucht lassen nicht so geradezu mit sich sprechen; du würdest Alles verderben. Habe nur Geduld. Ich will deinetwegen mit der Gräfin Sternheim reden; vielleicht gar dich ihr vorstellen."

„Die Gräfin Sternheim? Wer ist die? Was soll die? Was kann die?“

„Wie? du kennst die Gräfin Sternheim nicht?“

„Ich habe nie ein Wort von ihr reden hören.“

„Ist es möglich? Sie, die alles vermag? die an den Fürsten durch die süßesten Bande geknüpft ist? die sogar ein Pfand seiner Liebe erzieht?“

„Also wohl gar seine Maitresse?“

„Ein ungeziemendes Wort, wenn du es deutsch denkst.“

„Ich denke immer deutsch.“

„Apropos! du hast ja ohne mich einen vortrefflichen Kanal an die Gräfin: Ottilie von Schilf, die Gespielin unserer Jugend; sie ist Gouvernante des jungen Grafen, folglich vermag sie viel, wenn sie will. Freylich hat sie bis jetzt ihren Einfluß wenig benutzt; ein paar Wittwen und ein paar Waisen sind Alle, die davon zu rühmen wissen. Man sagt, sie wolle nicht gelten, und ich traue ihr diese Thorheit wohl zu.“

„Ottilie,“ sagte Philibert, „ist ein treffliches Mädchen, oder war es wenigstens.“ (Er erzählte die Geschichte von dem Diamant, welche der Kammerherr begierig anzuhören schien.) „Es thut mir leid, sie in einem solchen Hause

zu wissen. Mein Gott, wie ist sie dahin gerathen?"

„Durch den glücklichsten Zufall von der Welt," erwiederte der Höfling. „Die Härte der Stiefmutter und, wie man sagt, Blandinens Uebermuth konnte sie im väterlichen Hause nicht länger ertragen. Eine alte wunderliche Schwester ihrer verstorbenen Mutter, die hier in der Vorstadt eingezogen lebt, bot ihr eine Freystatt an. Sie ergriff den Vorschlag mit Begierde, sie kam, fand aber bald, daß sie aus dem Regen unter die Traufe gerathen war; denn die alte geizige Bethschwester peinigte sie noch mehr. — An einem schönen Morgen wandelt sie einsam im fürstlichen Park, setzt sich in eine Laube, denkt über ihr trauriges Schicksal nach, beseufzt es und weint. Die Gräfin Sternheim, die bisweilen die Grille hat, incognito ganz allein spazieren zu gehen, erblickt sie von ferne, beobachtet sie eine Weile, wird gerührt, (denn sie hat ein vortreffliches Herz) gesellt sich zu ihr und fragt, mit der ihr eigenen, unwiderstehlichen Freundlichkeit, um die Ursache ihrer Thränen. Anfangs ist Ottilie scheu, aber die Gräfin, der die Kunst, Herzen zu gewinnen, zu Gebote steht, weiß ihr bald Vertrauen einzuflößen; wenigstens erräth sie, was Jene nur halb gesteht. Ohne sich zu erkennen zu geben, verspricht ihr die Gräfin Hülfe, und Ottilie erstaunt

nicht wenig, als sie am folgenden Tage den Ruf als Gouvernante des jungen Grafen erhält; ein Platz, um den die ersten Familien im Lande für ihre Töchter gebuhlt hatten; denn das Kind, obschon kaum ein Jahr alt, wird von seinem durchlauchtigen Vater angebethet. Welche Aussichten, welchen Einfluß ein solcher Posten gewährt, kannst du dir leicht denken. Aber unbegreiflich wirst du finden, daß Ottilie eine Zeitlang schwankte, ob sie ihn auch annehmen solle? — So bald ich die Sache erfuhr, eilte ich zu ihr, um die alte Bekanntschaft zu erneuern, und beschwur sie, ihr Glück nicht wahnsinniger Weise zu verscherzen. Solltest du glauben, daß es mich Mühe kostete, sie zu überreden; und daß die alte Tante sie gleichsam aus Barmherzigkeit aus dem Hause stoßen mußte, um ihren Entschluß zu bestimmen?"

„Das freut mich," sagte Philibert, „ich will doch zu ihr gehen. Ich wäre ohnehin —"

„Eile zu ihr," unterbrach ihn der Kammerherr, „du besitzest ja ein Pfand ihrer Zuneigung, den Diamant. Sie wird sich — wenn auch nicht für deinen Vater, doch für dich interessiren, und vielleicht, mein theurer Freund, kannst du sogar mir einen wichtigen Dienst leisten."

„Weder mir, noch dir," antwortete Philibert trocken. „Mein Vater denkt gewiß zu groß,

als daß er es billigen könnte, wenn ich seine Befreyung auf einem solchen Wege suchte."

„O du irrst —"

„Wenn ich irre," unterbrach ihn Philibert hastig, „so irre ich wenigstens nicht in mir. Den Diamant will ich dem Fräulein von Schilff wieder einhändigen, meinen gerührten Dank hinzufügen, ihr Zufriedenheit wünschen und dann auf ewig von ihr scheiden."

Der Höfling zuckte die Achseln. Man trennte sich mit einiger Kälte. Eduard hatte nicht ein Wort gesprochen, sondern nur durch Verbeugungen die Ehre erkannt, eine ganze halbe Stunde in dem Kabinet des fürstlichen Günstlings verweilt zu haben. Otto begleitete höflich beyde bis in das nächste Zimmer, schnarrte noch eine Menge Redensarten, und rief dem Kammerdiener, ihn schnell anzukleiden, weil Seine Durchlaucht auf die Jagd fahren wolle.

Fünfzehntes Kapitel.

Philibert wandelte stumm an Eduards Seite die Straße hinab. Verstand und Herz kämpften

in

in ihm. Das Sechseck ist getrennt, meinte Jener. Es ist nicht möglich, behauptete Dieser. Mag immerhin die Blüthe der Freundschaft in der philogistischen Hofluft welken, ihre Wurzel bleibt gesund. Man verpflanze sie nur auf frischen Boden und schnell wird sie neue Knospen treiben.

Es gibt einen gewissen Eigensinn in den günstigen Meinungen der Menschen von Menschen, den man gewöhnlich Herzensgüte zu nennen pflegt, (um sich selbst ein Kompliment zu machen) wo man, trotz der sprechendsten Gegenbeweise, denjenigen, zu dem man einmal Zuneigung gefaßt hat, keiner schlechten Gesinnungen fähig hält; oder vielmehr durchaus nicht halten will; wo man sich von ihm vernachlässigen, übersehen, auch allenfalls mißhandeln läßt, und doch immer dabey bleibt, man werde von ihm geliebt. Dieser Eigensinn ist im Grunde nur Eitelkeit oder Bequemlichkeit. Man will sich nicht geirrt haben; man will Andern keine Blöße geben; oder man scheut sich vor der Leere, die im Herzen, manchmal auch nur im Hause, entstehen würde, wenn man den Unwürdigen aus beyden verstieße. Man hat sich an dessen Umgang gewöhnt, wie an ein schädliches Getränk, von dem die Aerzte sagen mögen, was sie wollen; man bleibt dabey, es scha-

det nicht. „Wenigstens mir nicht, so meint ein Jeder. Widerspruch reizt nur noch mehr.

Dieser, bisweilen recht alberne Eigensinn, den man täglich auch an solchen Menschen wahrnehmen kann, die sich sonst durch Geist und Herz auszeichnen, war jetzt Philiberts Seelenkrankheit. Was sollte er mit sich selbst anfangen, wenn er gezwungen wurde, ihn fahren zu lassen? — Das Vertrauen auf eigenen Werth hing mit dem Vertrauen auf den Werth seiner Freunde so fest zusammen, daß er zu fühlen glaubte, er könne nur beyde zugleich aus seiner Brust reißen. Mußte er die Menschheit verachten, so war ihm auch der Mensch in seiner eigenen Persönlichkeit zuwider. Darum klammerte er sich lieber fest an seinen alten Glauben und war erfinderisch ihn aufzustutzen.

Eduard und Paul fand er gänzlich unverändert. Denn daß der Klubb, auf welchem Jener bey Tabak und Punsch täglich Karten spielte, ihm eben so wenig Vergnügen gewährte, als die Dachsjagd, zu welcher Paul ihn überredete, das schob er bloß auf seinen einseitigen Geschmack und auf die Vergnügens-Unempfänglichkeit in seiner jetzigen Lage. „Wäre Blandine mir treu und mein Vater frey geblieben, so würde es mir an Theilnahme für jede Lust meiner Freunde nicht fehlen."

Es kostete ihm einige Ueberwindung, Ottilien aufzusuchen; er fürchtete, sie werde ihn mit einer Protektions-Miene empfangen; eine der verhaßtesten unter allen Mienen, weil sie den, für den sie geschnitten wird, verkleinert. Er fürchtete auch wohl, sie werde sich bereits als seine Wohlthäterin betrachten; ein Rang, den man kaum geliebten Menschen gern zusteht. Das Wohlwollen, welches er vormals für sie empfand, gründete sich ja nur auf Mitleid; dessen bedurfte sie nicht mehr, und die Art ihrer jezigen Existenz, von der er keinen rechten Begriff hatte, schien ihm unerträglich mit jenem Wohlwollen.

Indessen fühlte er doch, es sey mehr als unartig, wenn er eine Jugendfreundin ganz vernachläßige, die in dem Augenblicke, wo sie selbst hinaus in eine fremde Welt gestoßen wurde, sich ihm zu Liebe des einzigen Kleinods beraubte, welches im Nothfall sie auf eine Zeitlang vor Mangel schützen konnte. Auch war es ja seine Pflicht, den Diamant zurück zu geben, von dem er, unter keiner Bedingung, jemals Gebrauch machen wollte. Er konnte ihn freylich, von einem höflichen Billet begleitet, ihr zusenden, und er würde in der That — theils aus Verlegenheit, theils aus Bequemlichkeit — so unfreundlich gehandelt haben, (denn aus diesen beyden Quellen fließt

viel Albernes und auch viel Schlechtes) hätte nicht eine leise Hoffnung ihm geschmeichelt, durch sie Blandinen rechtfertigen zu hören. Ja, noch immer war sein Herz bereit, das Unglaubliche zu glauben, wenn seine Liebe dadurch gerettet werden konnte.

Er begab sich also am dritten Tage in das Hotel der Gräfin Sternheim, und ließ sich bey Ottilien melden. Daß sie fast eine Viertelstunde im Vorzimmer ihn warten ließ, würde ihm keine widrige Empfindung verursacht haben, wenn er gewußt hätte, welchen Kampf in diesen wenigen Minuten das arme Mädchen mit sich selbst bestand. Sie hatte von seiner Ankunft nichts erfahren, und vernahm nun plötzlich, er stehe vor ihrer Thür. Sie liebte ihn noch so innig, als am Tage der Trennung; das ihm zu verbergen, schien ihr jetzt noch weit nothwendiger, als damals, um so mehr, da sie, durch den gewagten Brief, ihr Herz verrathen zu haben fürchtete. Ja, ohne jenen Brief würde sie minder Zeit gebraucht haben, sich zu fassen; den edle Seelen schämen sich gleichsam ihrer Wohlthaten in Gegenwart dessen, der sie empfing, und das schönste Bewußtseyn wird für sie eine Art von Marter, wenn sie glauben, der Gegenstand desselben ahne etwas davon.

Ottilie brannte vor Begierde, den Geliebten zu empfangen, und zitterte dennoch vor jedem Geräusch an ihrer Thür. Philibert trat herein. Der Prunk der Vorgemächer, das Melden, der Aufschub ließen ihn erwarten, in Fräulein Schilff eine Dame zu finden, die mit der kalten Freundlichkeit des Hofes schnell vertraut geworden sey. Er stutzte, als er nur Ottilien wiederfand. Ein wenig feiner, doch eben so häuslich gekleidet, als vormahls, trat sie ihm entgegen. Liebe, sagt man, verschönert auch die Häßlichen, vielleicht noch mehr, wenn sie den Mantel der Freundschaft um sich schlägt und nur die Augen hervorblicken läßt. Eine liebliche Verwirrung war in Ottiliens Haltung sichtbar. Sie fühlte es selbst, wollte es verbergen, wußte den rechten Ton nicht gleich zu treffen, und nahm ihn fast ein wenig zu herzlich.

„Lieber Philibert! Sie überraschen mich sehr angenehm,“ sagte sie mit Thränen in den Augen: „Sie sehen, ich bin gerührt, und schäme mich dessen nicht. Alle die schönen Erinnerungen meiner Jugend erwachen. Seyn Sie mir willkommen! tausendmal willkommen! Wie geht es Ihnen? — Sie haben, seit wir uns trennten, viel verloren; doch, wenn ich Sie recht kannte, weder die Tugend, noch den Muth. Mit diesem

Gefährten darf man hoffen, Ersatz für das Verlorne zu finden."

Ottiliens freundliche Ansprache trieb schnell die förmliche Falten aus Philiberts Antlitz. Er faßte ihre Hand und drückte sie mit Wärme an die Lippen. „Ja, mein Fräulein, Jugend und Muth sind nicht von mir gewichen. Sie selbst haben großmüthig, in meinen bängsten Stunden, im Glauben an die Freundschaft mich gestärkt. Ich komme, Ihnen dafür zu danken."

„Mir?" versetzte Ottilie mit erheuchelter Verwunderung.

„Den ganzen Werth Ihres Opfers," fuhr Philibert fort, „habe ich erst später kennen und fühlen lernen, als ich erfuhr, daß Sie selbst, in der peinlichsten Lage, einer ungewissen Zukunft entgegen gehend, dennoch dem nothleidenden Freunde Alles gaben, was Sie besaßen."

„Fürwahr, ich verstehe Sie nicht."

„Daß Sie um meinetwillen, von einem Kleinod sich trennten, mit welchem die Erinnerung an eine gute Mutter verbunden war —"

„Hören Sie auf, in Räthseln mit mir zu sprechen."

„Ihre Befremdung ist hier das einzige Räthsel. Empfangen Sie den Diamant zurück, der so rein ist, als Ihre Seele. Sie wußten nicht, daß ich noch viele Freunde hatte, die alle bereit

standen, mir zu helfen. Aber auch in der höchsten Noth würde ich ihre Großmuth nicht mißbraucht haben. Nehmen Sie."

Aber zu seinem und vielleicht auch des Lesers nicht geringem Erstaunen, fuhr Ottilie fort, zum Erstenmal in ihrem Leben, die Rolle der Verstellung zu spielen. Sie verwünschte es selbst im Innern ihrer Seele. Sie hatte einen falschen Ton angestimmt, das fühlte sie, und kam sich selbst sehr albern vor; aber es war nun einmal geschehen. Das Einlenken ist eine schwere Kunst, besonders in Gegenwart eines Mannes, auf dessen Hochachtung man eifersüchtig ist. Fast wäre sie in Thränen ausgebrochen, so unzufrieden war sie mit sich selbst. Und dennoch blieb sie dabey, sie wisse nichts von dem Diamant. „Vermuthlich," sagte sie, „hat Einer von den Freunden, die Sie mir eben nannten, Ihnen den Dank ersparen wollen, und darum meines Nahmens sich bedient. Ich könnte mit ihm darüber grollen, denn er hat mir, für eine Zeitlang, in Ihren Augen ein fremdes Verdienst geliehen! doch ich verzeihe ihm, weil er mir bloß eine Handlung andichtete, zu der ich mich gern bekennen würde."

Sie sagte das alles nicht ohne Verwirrung nicht ohne ein merkliches Zittern der Stimme.

„Ich verstehe Sie, mein Fräulein," sagte Philibert ein wenig ernst: „Sie haben diesen Diamant nun einmahl zur Unterstützung irgend eines Nothleidenden bestimmt, dessen Dank Sie so wenig begehren, als den meinigen. Sie erzeigen mir die Ehre, mich zum Vollstrecker Ihres frommen Willens zu ernennen. Ich gehorche und verspreche, dieß Pfand ihrer Menschenliebe in keine unwürdigen Hände zu liefern." Er drückte ihre Hand — nicht an die Lippen — sondern an die Brust und schwieg.

Ottilie schöpfte Athem und ergriff mit Freuden die Gelegenheit, das Gespräch zu verändern. „Warum sind Sie hier? Werden Sie bey uns bleiben?"

„Ich bin hier um meines Vaters willen," versetzte Philibert. „Ich will Gerechtigkeit fordern, wenn er unschuldig leidet; will mich dem Fürsten zu Füßen werfen und Gnade erflehen, wenn er strafbar ist. Man hat ihn unverhört in eine Festung gesperrt, das spricht für seine Unschuld. Kann man das Gegentheil ihm nicht erweisen, so fordre ich einen Spruch, der seine Ehre, seine Güter ihm zurückgiebt."

„Guter Philibert," sagte Ottilie, „Sie betreten zum Erstenmal den schlüpfrigen Boden der Residenz. Auch ich kenne ihn erst seit wenigen Monden, aber ich stehe dem Schimmer so

nahe, daß er mich nicht mehr blendet. Sie fordern? nur die Gewalt darf hier fordern. Sie verlangen Gerechtigkeit? Ach, die steht im Sold des Hofes, wie jede andere Tugend; aber sie wird karg besoldet und geht nach Brod, wie die Kunst. Verhältnisse bestimmen hier Alles. Das Gute geschieht bisweilen, auch wohl oft, aber immer nur aus Rücksichten; und eben diese Verhältnisse, eben diese Rücksichten stehen Ihrem Vater im Wege. Ob er schuldig oder unschuldig sey, wage ich nicht zu entscheiden, denn ich hatte nur Gelegenheit, seine Ankläger zu hören. Ist er unschuldig, desto schlimmer für ihn, denn man müßte Jene bestrafen. Seine Ehre kann nicht wieder hergestellt werden, ohne mächtige Widersacher zu beschimpfen. Seine Güter müßte der Fürst Höflingen wieder entreißen, die sich bereits darein getheilt haben. Fragen Sie Ihren Freund, Otto von Schlangenbring, ob er Lust hat, den Theil herauszugeben, der ihm zugefallen ist?"

„Wie, mein Fräulein? Otto besäße ein Gut meines Vaters?"

„Eines der schönsten."

„Nein, es ist unmöglich!"

„Es schmerzt mich, guter Philibert, eine Täuschung zu zerstören, deren Sie in Ihrer Lage mehr als sonst bedürfen. Otto ist ein Höfling

geworden. Trauen Sie meinem Urtheile nicht, so prüfen Sie ihn selbst."

„O Gott!" rief Philibert und schlug beyde Hände vor die Augen, als wollte er den Schimpf des Freundes vor sich selbst verbergen. „Ja, ich will noch einmal mit ihm reden. Mein Vater war sein Wohlthäter. Hat er den verrathen können, so ist er ein Nichtswürdiger; Das heilige Sechseck ist gesprengt, das wachende Auge des Genius erloschen!"

Sechszehntes Kapitel.

Er verließ Ottilien in ungestümmer Bewegung. Sie sah ihm seufzend nach, wandte sich zum Fenster, sah ihn die Straße mit hastigen Schritten hinab eilen, und zerdrückte eine Thräne in ihrem Auge.

Philibert ging geradeswegs zu dem Kammerherrn. Er fand ihn nicht zu Hause. Noch einmal suchte er ihn an demselben Tage, immer hieß es, er sey bey Hofe. Philibert rannte zu Paul. „Hat dein Bruder so gehandelt?" —

Der Waidmann zuckte die Achseln: „Herr Bruder, bey Hofe denkt jeder nur an sich, darum lebe ich am liebsten unter meinen Hunden.“

Philibert rannte zu Eduard. „Ist Otto im Besitz von meines Vaters Gütern?“

„Herr Bruder, ich rathe dir, einen Prozeß beym Reichskammergerichte anhängig zu machen. Schade, daß ich ihn nicht führen kann, der Verhältnisse wegen.“

Eine schreckliche Nacht durchwachte Philibert. Kaum war die Sonne aufgegangen, als er schon wieder vor dem Hotel des Günstlings stand. „Seine Gnaden schlafen noch,“ sagte der Schweizer. Philibert befahl, ihn zu wecken. Der Schweizer lächelte. Jener wiederholte seinen Befehl mit Ungestüm. Der Schweizer hielt ihn für wahnsinnig und wollte brummend die Thür verschließen. Allein der stärkere Jüngling stieß den unbehülflichen Coloß auf die Seite, daß er taumelte, drang hinein, und stolperte die Treppe hinauf, ohne daß der erschrockene Pförtner es hindern konnte. Mit gleichem Umgestüm riß er alle Thüren auf, flog durch alle Zimmer, schleuderte vor dem letzten den Kammerdiener in einen Sessel, und stand plötzlich vor dem erstaunten Höfling, der, durch den Lärm geweckt, sich die Augen rieb, und den unerwarteten Freund mit dummen Blicken anstarrte.

„Ist es wahr?“ fuhr Philibert ihn an.

„Was denn? sagte Otto, und wurde blaß, als er auf des Fragenden Wange die hohe Glut des Zorns erblickte.

„Hast du meines Vaters Güter an dich gerissen?“

„Wie denn? was denn? — ich finde es ein wenig sonderbar, mein Freund, daß du zu ungelegener Zeit so hereinstürmst.“

Er versuchte sich in die Brust zu werfen.

„Gieb Antwort!“

„Ich bitte dich, geh hinaus. Laß mich doch wenigstens einen Schlafrock überwerfen. Wir sind alte Freunde, sehr wohl. Aber in spätern Jahren giebt es Verhältnisse, die ein vernünftiger Freund stets ehren sollte.“

„Geh zum Teufel mit deinen Verhältnissen! Antworten sollst du mir. Ich weiche nicht von der Stelle.“

„Bist du rasend?“ versetzte der Kammerherr mit zitternder Stimme, „Du wirst mich zwingen meine Leute zu rufen.“

„Wirklich?“ sagte Philibert bitter lächelnd, „Fürs Erste wirst du mir erlauben, dein Kammerdiener zu seyn.“ Er verriegelte die Thür.

„Was hast du vor? willst du mir Gewalt anthun?“

„Sprich; ist es wahr? Ja oder Nein?“

„Und wenn es wahr wäre, konnte ich denn die Gnade meines Fürsten von mir ablehnen; durft' ich ein Geschenk Seiner Durchlaucht verschmähen?“

„Also ist es wahr? Gott! wie tief bist du gesunken! Wolff! Wolff! daß du Recht haben mußt! — Doch ich werde gelassen bleiben. Du kennst mich, Otto, du weißt, daß ich den Zweykampf verabscheue, so wie er gewöhnlich um Ehrenpunkte getrieben wird, die bisweilen noch kleiner sind als die mathematischen Punkte. Aber in Einem Falle läßt er sich doch vertheidigen.“

Der Höfling erblaßte und horchte, wo es hinaus wolle.

„In Einem Falle,“ fuhr Philibert fort, „ist mir der Zweykampf so ehrwürdig, als ursprünglich die Vehmgerichte waren. Wenn der Arm der Gerechtigkeit einen begünstigten Bösewicht nicht erreichen kann; wenn die Sache bloß vor den Richterstuhl der Sittlichkeit gehört, vor welchem sich der Frevler nicht stellt; wer mag dann die Selbsthülfe verdammen? — Steh auf, Otto, nimm deinen Degen, denn wir müssen uns schlagen.“

„Philibert! wo denkst du hin!“

„Ich denke an meinen Vater.“

„Ich sollte mich mit meinem besten Freund schlagen?"

„Bin ich dein bester Freund? Gott! wie magst du deine F e i n d e behandeln? — Spare die glatten Worte, du bist entlarvt." Mit rauher Stimme setzte er hinzu: "Steh auf, oder ich zerre dich mit Gewalt aus dem Bette."

„Gewalt? in meinem eignen Hause?"

„Versuch es nicht, zu rufen oder zu klingeln. Die Thür ist verschlossen, und würde sie zersprengt, so beschimpfe ich dich in Gegenwart deiner Bedienten, es entstehe daraus, was da wolle."

Der Kammerherr, Angstschweiß vergießend rief jetzt mit wehmüthiger Stimme: „Ist das mein Lohn für die allzugroße Delikatesse, die ich gegen meinen Freund beobachtet?"

„Du gegen mich? Erkläre dich deutlicher."

„Wohlan, du zwingst mich dazu. Wäre auch dein Vater nie mein Wohlthäter gewesen, wie konntest du dem Gedanken Raum geben, daß Eins der acht Bäumchen auf dem Felsen, ein Stern des Siebengestirns, eine Seite des heiligen Sechsecks, jemals an der Freundschaft sich so schwer versündigen werde?"

„Was fabelst du? hast du nicht selbst eben erklärt —?"

„Daß der Fürst mir ein Gut deines Vaters geschenkt habe. Ja, daß ist wahr, und eben so wahr ist auch, daß ich diesem Geschenk nicht ausweichen konnte. Ich sandte auf der Stelle einen treuen Verwalter dahin, um über jeden Groschen, den das Gut abwirft, pünktliche Rechnung zu führen. Die Einkünfte sollten gesammelt, auf Zinsen gelegt, zum Kapital geschlagen werden, um — wenn einst dein Vater seine Freyheit wieder erhielte, oder du, als Erbe, an seine Stelle trätest — ihm oder dir das anvertraute Gut zu überliefern."

„Wie Otto?" Philibert sah ihn mit funkelnden Augen an.

„Ich durfte das Niemanden offenbaren," fuhr der Höfling immer beherzter fort: „ich kenne den Fürsten; wäre es ihm zu Ohren gekommen, er würde das Gut einem Fremden verliehen haben, den sein Herz nicht an deinen Vater knüpfte. Meine scheinbare Unterwerfung war das einzige Mittel, ihm einen Theil seines Vermögens zu erhalten."

„Otto! Otto! — aber verschwiegst du mir? dem Sohne? dem Freunde? —„

„Weil ich befürchtete, es würde unser schönes Verhältniß stören, wenn du zur Dankbarkeit gegen mich dich verpflichtet glaubtest. Ich wollte das Gute im Stillen thun. Du soll-



test nichts davon erfahren, bis es vollbracht wäre."

Philiberts Augen füllten sich mit Thränen. Er zitterte, er schämte sich. Der Kammerherr gewahrte mit heimlicher Freude die Wirkung seines Kunstgriffs. Ich weiß recht gut," seufzte er, „daß mein Ruf darunter gelitten, allein ich dachte: immerhin, ich will es dulden, wenn nur Philibert an mir nicht irre wird: wenn nur er dem bösen Schein nicht traut. Und das wird er nicht. Er, mit seinen hohen Begriffen von Freundschaft, wird eher an ein Wunder, als an die Treulosigkeit des Freundes glauben. Ach! meine Zuversicht hat mich getäuscht!"

Er weinte. Philibert stürzte in seine Arme, weinte bitterlich an seinem Busen, nannte sich unwürdig seiner Liebe, bat mit heißer Inbrunst um seine Verzeihung — sprang dann plötzlich auf — triumphirte — ging mit erhabenem Haupte im Zimmer auf und nieder, blickte gen Himmel, und rief: „Nun Wolf? nun? — Verzeihe dir Gott das Mißtrauen, welches deine Lehren in meine Brust gepflanzt! Ich will es heraus reißen, auf ewig! Nie soll das kleinste Saamenkorn wieder darin wurzeln! Das schwöre ich, in Gegenwart dieses edlen, beleidigten Menschen! Leb wohl Otto! noch kann ich die Augen nicht zu dir auf-

schla-

schlagen. Siehe mein reuiges Herz und vergieb mir!"

So stürzte er hinaus, und der Höfling biß sich in die Lippen, um nicht laut aufzulachen.

Siebenzehntes Kapitel.

Es war eine selige Empfindung, mit welcher Philibert die Straße betrat. Er hatte seinen verlornen Schatz, den Glauben an die Freundschaft wieder gefunden. Er athmete leicht und frey; er fühlte einen Muth in sich, sein Schicksal zu fordern, wäre es auch mit jedem Unglück im Bunde. In dieser Stimmung trug sein Weg ihn über einen Platz, auf dem er die Equipage des Fürsten erblickte. Der Fürst war ausgestiegen, um den Bau eines neuen Exercierhauses zu beschauen. Plötzlich ergriff den glücklichen Philibert die willkommene Erinnerung an seine kindliche Pflicht. Er warf sich dem Fürsten zu Füßen, nannte seinen Namen, überließ sich ganz seinem Gefühl, sprach mit tiefer Rührung; mit ergreifender Innigkeit. Der Fürst, ein gutmüthiger Mensch, der gern ein Vater seines Volkes gewesen wäre,

wenn man seine Kinder nur zu ihm gelassen hätte, und der, wenn dann und wann ein Zufall die Mauer niederriß, die ihn vom Volke trennte, gewöhnlich väterlich handelte — der Fürst wurde bewegt. Die schöne Gestalt des Jünglings, die bescheidene Freymüthigkeit, die edle Herzenswärme, machten einen angenehmen Eindruck auf ihn.

„Stehen Sie auf," sagte er wohlwollend, „Ihr Vater hat sich schwer vergangen; doch — um Ihres kindlichen Vertrauens willen — ich werde sehen, was sich für ihn thun läßt."

Philibert stammelte seinen Dank und taumelte fort zu Ottilien, um ihr die Begebenheiten dieses glücklichen Morgens mitzutheilen, und vor allen Dingen die häßliche Idee zu vernichten, die sie von Otto's Charakter gefaßt hatte.

Ottilie wiegte zweifelnd ihr Haupt. Das verdroß ihn. „Hat der Kammerherr schriftlich auf Ihres Vaters Gut Verzicht geleistet?" — Philibert mußte an sich halten, um nicht in Bitterkeit auszubrechen.

„Schriftlich? wir sind ja keine Advokaten. Wozu eine Schrift zwischen Freunden?"

Der Unwille trieb ihn, den Besuch abzukürzen. Er ging, unzufrieden mit Ottilien aus mehr als Einer Ursache; denn — sie hatte ihn im Freunde gekränkt, — noch kein Wort von Blandinen

gesprochen. In seinem Herzen flog ein Schatten über Ottiliens Bild, er wollte sie nicht wieder sehen, ihr nichts verdanken. Er fuhr mit der Hand in die Tasche. Es war ihm, als müßte er ihren Diamant auf die Straße werfen. Er ging zu Paul, und erzählte überfließend von Otto's Freundschaft, die er fast versucht wurde, Großmuth zu nennen; allein es gebe, nach seinen Begriffen, keine Großmuth in der Freundschaft.

„Es freut mich, Herr Bruder,“ sagte Paul, „wenn Otto ein ehrlicher Kerl ist. Hohl mich der Teufel! ich habe selbst bisweilen daran gezweifelt. Für mich thut er nichts.“

Daß der Fürst so gnädig gegen Philibert gewesen, schien ganz besondern Eindruck auf den Oberforstmeister zu machen. „Desto besser,“ sagte er, so braucht man sich keinen Zwang mehr anzuthun. Nun sollst du auch diesen Mittag bey mir speisen, und alle Mittage, wenn es dir beliebt.“

Philibert stutzte. „Hast du meinetwegen dir Zwang angethan?“

„I nu, man muß denn doch mit dem Strome schwimmen. Ich denke einmahl Oberjägermeister zu werden, da heißt es aufgepaßt! damit der Hase nicht hinter dem Rücken vorbey schlüpft. Seine Durchlaucht vermerken es ungnädig, wenn

man anderer Meinung ist als Hochdieselben. — He Franz! eine Flasche Madera! und ein Rebhuhn zum Imbiß."

Philibert ging finster auf und nieder, und bewegte des Freundes Worte in seinem Herzen. Schon wieder kam es ihm vor, als ob die Wellen der Verhältnisse an den Felsen seines Glückes schlügen. Aber er besann sich schnell: „der Freund soll sich nie an die Form des Freundes stoßen. Rauher ist die Rinde eines Baumes gegen Norden, als gegen Süden, aber Schatten giebt er auf beyden Seiten. Paul steht in der kalten Hofluft, was kümmert mich seine Rinde?"

Bey einem Glase Wein vergaß er bald die hingeworfenen Worte, die sein Herz beklemmt hatten. Es öffnete sich brüderlich, es ergoß sich in Klagen über Blandinen. Der Jäger hörte ihm schmauchend zu.

Da wurde plötzlich, nach einem starken Klopfen, die Thür aufgerissen. Ein Gardeofficier trat herein. Hinter ihm sah man einige Schnurbärte mit blinkenden Bajonetten. Paul erblaßte. Philibert saß ruhig.

„Es thut mir leid," sagte der Officier zu dem letztern, „daß ich Ueberbringer unangenehmer Befehle seyn muß."

An mich? fragte Philibert.

„An Sie. Seine Durchlaucht haben höchst ungern vernommen, daß Sie über die Maaßregeln, welche gegen Ihren Herrn Vater getroffen worden, eine laute, ungeziemende Sprache führen. Sein Durchlaucht wissen kindliche Liebe zu schätzen, aber Sie verlangen, das dieselbe stets mit der gebührenden Ehrfurcht für den Fürsten vereinigt werde. Um Ihnen, so lautet mein Auftrag, diese Lehre einzuprägen, sollen Sie derselben eine Zeitlang in der Einsamkeit nachdenken. Um aber auch zugleich Ihnen zu beweisen, daß die Gefühle der Natur das fürstliche Herz bewegt haben, so geruhen Allerhöchstdieselben Ihnen vor der Hand, zu Ihrem Aufenthaltsort, dieselbe Festung anzuweisen, in welcher Ihr Herr Vater sich befindet."

Philibert saß unbeweglich. Er brauchte Zeit, um aus den Trümmern seiner Hoffnungen sich hervor zu winden.

Paul fragte ängstlich, ob der Fürst erfahren werde, daß der Arrestant in seinem Hause angetroffen worden? Der Officier beruhigte ihn. Das Wort Arrestant weckte Philibert aus seiner Betäubung. „Ich bin also Ihr Gefangener?" fragte er ziemlich ruhig. Der Officier zuckte die Achseln.

„Wann werden wir abreisen?"

„In dieser Stunde. Der Wagen steht schon vor der Thür.“

„Zu meinem Vater?“

„Zu ihm.“

„Ich bin bereit. Der Fürst erfüllt Einen meiner Wünsche, wenn gleich nicht den, den er zu erfüllen versprach. Ist mir erlaubt, noch ein Billet zu schreiben?“

„An wem?“

„An meinen Freund, den Kammerherrn von Schlangenbring.“

„O ja,“ erwiederte der Officier mit einem mitleidigen Lächeln, welches Philibert nicht bemerkte. Er schrieb und meldete dem Günstling sein Schicksal, weil er unbezweifelt voraussetzte, daß Jener nicht davon unterrichtet sey.

„Ich empfehle Dir weder den Vortheil meines Vaters, noch die Rettung Deines Freundes. Ich will nicht zum zweytenmal mich an Dir versündigen. Du wirst thun, was du kannst.“ — Eben als er, um zu siegeln, nach seinem Pettschaft griff, fühlte er den Diamant in seiner Uhrtasche. Ohne recht zu wissen, was er that, oder warum er es that, zog er ihn hervor, legte ihn in das Billet und ersuchte Otto in einer Nachschrift, ihn dem Fräulein von Schilff einzuhändigen.

„Zwar hat ihre Großmuth,“ so schrieb er, „sich nicht zu dem Geschenk bekannt, allein ihr

Brief hebt jeden Zweifel, und ich mag keine Wohlthaten mit in mein Gefängniß nehmen; denn nur aus den Händen der Freundschaft, aus Deinen Händen, mein guter Otto, sind sie mir nicht drückend. Ich hatte versprochen, in ihrem Nahmen irgend einem ehrlichen Manne damit aus der Noth zu helfen; jezt raubt mein Schicksal mir die Gelegenheit; und so möge sie selbst die schöne Sorge übernehmen. Bringe ihr diese Bothschaft nebst meinem Danke." —

„Jezt stehe ich zu Ihrem und des Fürsten Befehl," sagte er gelassen zu dem Offizier, indem er sich fest in seinen Ueberrock knöpfte und dann die ängstlich dargereichte Hand des Oberforstmeisters schüttelte. Er stieg mit seinem Begleiter in den Reisewagen, zwey Schnurrbärte sezten sich auf den Bock.

Nahe am Thore mußten sie eine Weile halten, weil ihnen einige Heufuder begegneten. Da ging Eduard vorüber, schnell, mit weggebogenem Kopfe. Philibert rief ihn ziemlich laut. Er wollte ihm auftragen, seinen Wirth zu bezahlen, dem er noch eine Kleinigkeit schuldig war. Doch Eduard hatte schon von fern nicht bloß ihn, sondern auch die Schnurrbärte erkannt, und da er wohl wußte, was eine solche Gesellschaft bedeutet, so hielt er für rathsam, dießmal taub zu seyn, und schlüpfte in ein nahes Haus. Der arglose Phi-

libert bedauerte das harte Gehör seines Freundes und fuhr heiter zum Thore hinaus. Ja, heiter! denn wurde er nicht, um seines Vaters willen, als Gefangener zu seinem Vater geführt? und hinterließ er nicht drey ewige Freunde? und trug er nicht einen beseligenden Glauben in seiner Brust? — Wahrlich! hätte er diesen Glauben bis auf Blendinen ausdehnen dürfen, so wäre wohl nie ein Gefangener mit fröhlicherm Muthe seinem Kerker entgegen gereist.

Welche wohlthätige Täuschung der Natur! Der Mensch bedarf nun einmal zu seinem Glücke anderer Menschen; aber nicht, wie sie wirklich sind, sondern nur, wie Er sie sich träumt.

Zweytes Buch.

Erstes Kapitel.

Als Philibert der Festung sich näherte, ergriff ihn ein seltsames Gefühl, eine unbekannte Sehnsucht, eine Beklommenheit. Er sollte seinen Vater zum Erstenmale sehen; nicht den gewaltigen Minister, dem im Gewühl der Geschäfte keine Zeit blieb, an sein einziges Kind zu denken; nein, den Gefangenen, dessen Herz, durch Unglück erweicht und geöffnet, ihm sicher liebevoll entgegenschlug. Er dachte sich dessen Gestalt, und immer schob ihm die Einbildungskraft die ehrwürdige Gestalt seines Lehrers unter. Er wünschte und glaubte, daß sein Vater Jenem ähnlich sey, denn so nur, meinte er, könne ein wahrer Vater aussehen. Er lieh ihm Wolffs freundlichen Ernst, dessen Vertrauen erweckende Züge, und

voll von diesem Bilde fuhr er über die rasselnde Zugbrücke, durch das lange, gewölbte Thor.

Der Kommendant empfing ihn höflich, und gab ihm sogleich einen Wegweiser zu seines Vaters Wohnung. Denn nur die Ringmauern der Stadt, nicht die Citadelle, waren dem verungnadeten Minister zum Gefängniß angewiesen. Er lebte übrigens, wie er wollte und so gut er es bezahlen konnte. Von seiner zahlreichen Dienerschaft war ihm nur ein Einziger geblieben, jetzt Koch und Kammerdiener, Kutscher und Thürsteher; aus ehrlicher Dumheit hatte er das Beyspiel seiner Kameraden nicht nachgeahmt. Jene plünderten das Hotel, als ihr Herr plötzlich arretirt und weggeführt wurde; nur Peter folgte ihm, weil er in seiner Einfalt — trotz mancher glänzenden Beyspiele in neuern Zeiten — einen unglücklichen Herrn nicht verlassen wollte; ja er hielt auch dann noch bey ihm aus, als Mangel und Grillen fast unleidlich wurden. Vom Hofe empfing der Minister sehr kargen Unterhalt. Indessen hatte er einige Kostbarkeiten gerettet, die er zu Gelde machte, und die, in einer kleinen, wohlfeilen Stadt, ihm auf mehrere Jahre ein bequemes Auskommen würden verschafft haben, wenn er nur das Nöthige und Nützliche dafür gekauft hätte. Aber es wurde ihm leichter, den täglichen Bedürfnissen des Lebens, als einem ge-

wissen Prunke zu entsagen, dem Element seiner Seele. Eine Wassersuppe auf der Tafel genügte ihm, wenn sie nur in einer silbernen Schaale aufgetragen wurde. Sein Ofen blieb im Winter manchen Tag ungeheizt, aber zwey magere Rosse standen im Stalle, um ihn durch die engen Straßen der kleinen Stadt zu ziehen, oder Sonntags in die Kirche zu fahren, die hundert Schritte von seiner Wohnung lag. Auch die alte Lebensweise hatte er gänzlich beybehalten. In den Frühstunden that er die Regierungsgeschäfte ab, oder bestimmte vielmehr, wie sie, nach seiner Meinung, abgethan werden müßten. Dann trat er aus dem Schlafzimmer und gab den Bildern an der Wand Audienz. Mittag speiste er von der Serviette. Nachmittags las er die Zeitungen.

So weit ging noch Alles gut. Doch wenn der Abend hereinbrach; wenn die Stunde kam, wo er nach Hofe zu fahren pflegte, dann wußte er sich nicht mehr zu helfen, dann folterten ihn Unmuth und Langeweile bis spät in die Nacht, denn nie konnte er sich überwinden, vor 1 Uhr schlafen zu gehen, wenn ihm auch vor Müdigkeit die Augen zufielen.

Es war Morgens um neun Uhr, als Philibert mit klopfendem Herzen des Vaters Wohnung betrat. Peter kam ihm entgegen in einer glänzenden Livree. Philibert ersuchte, ihn eilig

zu melden, aber Peter bestellte ihn in zwey Stunden wieder, weil Seine Excellenz so früh nicht zu sprechen wären.

„Ich bin sein Sohn,“ sagte Philibert hastig. Der ehrliche Bediente stutzte.

„Der Sohn des Herrn Ministers? Ey, ey! so belieben der gnädige Herr einstweilen hier in das Audienzzimmer zu treten; da werden Seine Excellenz wohl eine Ausnahme machen.“

Peter ging hinein und meldete. Philibert stand fast ohne Athem, jeden Augenblick erwartend, die Thüre auffliegen und seinen Vater herausstürzen zu sehen. Allein die Thür flog nicht auf, sondern öffnete sich ganz langsam. Peter kam zurück und ersuchte den jungen Herrn, zu warten.

„Warten? Ist es möglich? Freut mein Vater sich denn nicht über meine Ankunft?“

„Ich vermuthe allerdings, daß Seine Excellenz hoch erfreut sind, allein Sie haben nichts davon geäußert.“

Mit diesen Worten verließ ihn Peter, kehrte aber bald mit einer Puderschürze angethan, zurück, um nun sein Amt als Kammerdiener zu verwalten. Philibert bat um Gotteswillen, bey seines Vaters Toilette gegenwärtig seyn zu dürfen. „Der Herr Minister,“ hieß es, „läßt sich von Niemanden sehen und sprechen, bis er frisirt und angekleidet ist.“

Eine peinliche Sekunde kroch vorüber; der arme Jüngling kämpfte gegen bittere Empfindungen. Er trat an's Fenster. In einem Hause gegenüber trug ein Vater sein Kind auf dem Arme und liebkoste ihm. „Hätte mein Vater," dachte Philibert, mich jemals so auf dem Arme getragen, er würde mich jetzt der Wehmuth nicht Preis geben, die mir das Herz abdrückt."

Endlich riß Peter die Flügelthüren auf. Ein langer, hagerer Mann, mit großen, brennenden Augen und einem Stern auf der Brust, trat so steif hervor, als sey er eingeschnürt. „Mein Vater!" schluchzte Philibert und flog ihm zitternd entgegen. Der Minister reichte ihm die Wange und betrachtete ihn mit einem großen, ernsten Blicke.

„Ich weiß nicht, mein Sohn, ob ich über deine Ankunft mich freuen oder bekümmern soll."

Philibert erzählte. Der Minister hörte ihm aufmerksam zu, ohne eine Miene zu verziehen. Als er geendigt hatte, hub sein Vater feyerlich an: „Wolff, wie ich sehe und höre, hat Alles verdorben. Ich sandte dich nach Paris in die Schule der Welt, aber du kennst die Welt nicht, viel weniger den Hof. Wie konntest du dem Kammerherren von Schlangenbring, meinem Todfeinde, trauen?"

„Er? den Sie selbst erziehen lassen?"

„Ich habe mehr gethan; ich selbst habe ihn bey Hofe eingeführt, ihm die Bahn zu den höchsten Ehrenstellen geöffnet. Desto schlimmer! Es giebt keine unversöhnlichern Feinde, als die, welche Wohlthaten von uns empfingen."

„Sie irren! mein Vater —"

„Ich irren?" sagte der Minister mit einem mitleidigen Lächeln. „Wäre es so weit mit mir gekommen, daß mein Sohn mich Irrenden zurechtweisen müßte?"

„Der Schein ist gegen ihn —"

„Schweig und höre mich reden. Ich habe einen Fehler begangen, den Einzigen, während meiner vieljährigen Verwaltung. Ich habe dem Günstling Seiner Durchlaucht eine Pension für einen Menschen abgeschlagen, der ihm geheime Dienste geleistet hatte —"

„O mein edler Vater —"

„Das hätte ich freylich nicht thun sollen."

„Wie?

„Du siehst, ich verhehle dir auch meine Schwachheit nicht. Es kam bloß darauf an, die Pension einem alten, verdienten Offizier zu entziehen, der, in einer Provinz, mit seinen Klagen das Ohr des Fürsten nie erreicht haben würde. Ich weiß noch heute nicht, warum ich Anstand nahm, den Verhältnissen ein nothwendiges Opfer zu bringen. Seit diesem Augenblicke war mein

Fall beschlossen. Der Kammerherr bestach meinen Geschäftsmann, ihm gewisse Papiere auszuliefern, die einer zweydeutigen Auslegung fähig waren. Um sie dem Fürsten vorzutragen, wählte er eine Stunde, in welcher die Truppen Seiner Durchlaucht schlecht manoeuvrirt und dadurch Allerhöchstė üble Laune bewirkt hatten. So war es plötzlich um mich geschehen. — Indessen kenne ich das Terrain." — (Er nahm eine Prise Taback.) „Man ist an mich gewöhnt; man weiß, daß man Alles auf meine Schultern bürden konnte, daß ich keiner Arbeit mich entzog und es dem Allergnädigsten so bequem als möglich machte. Meine Stelle ist nicht so leicht wieder zu besetzen, Darum darf ich noch immer hoffen, daß in kurzem die Noth mir das Ruder wieder in die Hände liefern werde. Seine Durchlaucht haben mir Dero Hochachtung entzogen, aber Sie werden mich brauchen, gleichviel, ob mit oder ohne Hochachtung."

Philibert hörte seinem Vater wie im Traume zu. Der Minister, dem es lange nicht so wohl geworden war, sich ganz auszusprechen, verbreitete sich nunmehr über die politische Lage seines Vaterlandes und äußerte die Hoffnung, es bald in Krieg verwickelt zu sehen. „Dann, sagte er, indem er das Haupt empor hob, „dann wird man sich in Inkonsequenzen verwirren und mich

wird man herbeyrufen müssen, um den Staatswagen im alten Gleise zu erhalten." — Er ging lange auf und nieder, an diesem Gedanken sich weidend. Philibert verstummte.

Zweytes Kapitel.

Endlich fiel es dem Minister ein, daß um seinetwillen der Sohn ein Mitgefangener auf der Festung sey. „Bist du nicht ein Thor?" hub er an; „standen dir keine andern Wege offen, mir zu nützen? — Mit deiner Jugend, deiner Figur — warum ließest du dich nicht der Gräfin Sternheim vorstellen? Sie ist eine Kennerin männlicher Schönheit, eine Schwärmerin obendrein. Hättest du von ihren Reizen dich entzückt gestellt, so würdest du vielleicht das doppelte Vergnügen genossen haben, deinen Vater zu befreyen, und die Freuden des Fürsten zu theilen."

„Sie scherzen," stammelte Philibert.

„Keinesweges. Es war der sicherste Pfad zu deinem und meinem Glücke."

„Ich

„Ich weiß," so wagte Philibert zu entgegnen, „daß mein Vater diesen Weg verschmäht haben würde."

„Thörichte Skrupel! Bist du ganz ein Fremdling in dieser Welt? Sprich, welchen Weg verschmähen die Gewaltigen der Erde, um zu ihren Zwecken zu gelangen? — Keinen! durchaus keinen! — Blicke um dich. Ueberall findest du die Moral nur in Büchern. Herrschaft ist das große Ziel, nach dem ein Jeder strebt, die zu erlangen, jedes Mittel gut, der sicherste Weg auch immer der beste ist. Was kümmerts den, der einen Felsen zu erklimmen sich vorgesetzt hat, ob er etwa am Fuße des Berges durch einen Morast waten muß? — Der Morast bleibt hinter ihm liegen, und steht er nur erst auf dem Gipfel, wer wird in der Ferne noch gewahr, daß er sich die Füße beschmutzte? — Die Menschen, mein Sohn, sind ein gefälliges, bequemes Geschlecht. Wenn sie nur das Gelungene sehen, so bewundern sie in Demuth, gleichviel wodurch es gelang. Den Schüchternen, Tugendhaften, der seine Schritte zählt und mißt, bekritteln sie bey jedem dieser Schritte. Aber den Kühnen, nichts Verschonenden, dem jauchzen sie zu, den versetzen sie unter die Sterne!"

„Die Menschen," entgegnete Philibert, „werden durch Tyranney herabgewürdigt."

„Glaube das ja nicht," fiel der Minister ihm ins Wort. „Die Erfahrung widerlegt dich. Gieb einem Volke den besten Fürsten; gieb ihm berühmte Schriftsteller, Dichter und Moralisten, laß es eine hohe Stufe der Sittlichkeit erklimmen; — freylich wirst du dann schöne Phrasen hören, schöne Abhandlungen lesen; du wirst den Fürsten angebethet, in Versen und in Prosa hochgerühmt sehen. Nun laß aber diesen guten Fürsten unglücklich werden; laß ihn von seinem Throne vertreiben; was geschieht? Die hochgebildeten, schön redenden Unterthanen kaufen eilig Lampen zur Illumination beym Empfang des neuen Regenten. Die Dichter, deren Oefen vielleicht noch von dem Holze warm sind, welches der vertriebene Fürst ihnen schenkte, setzen sich flugs nieder und preisen den Helden, der selbst nicht wenig erstaunt, sich Vater des Vaterlandes rufen zu hören. Die Moralisten verkleistern emsig Alles, was verkleistert werden muß, durch die Zusicherung der allgemeinen Wohlfahrt, welche zwar jetzt verschwunden sey, aber nach kaum hundert Jahren gewiß in einem höhern Grade, als bisher, existiren werde. Kurz, der vertriebene Fürst und alles Gute, welches er gethan hat, sind in Einem Augenblick aus dem Gedächtniß des Volkes verwischt.

„Das nennst du doch ein herabgewürdigtes Volk? — Entsprang diese Nieder-

trächtigkeit etwa aus Tyranney? Umgekehrt, vielleicht gerade aus dem Mangel der Strenge. Selbst der Hund, der dich nicht fürchtet, wird dich auch nicht lieben. Der Menschenpöbel hat nichts vor dem Hunde voraus; wer ihn füttert dem schmeichelt er. Verhältnisse, mein Sohn, Verhältnisse allein regieren die Welt, bestimmen den Kopf, lenken das Herz."

Philibert schwieg. Seine Seele krümmte sich wie eine Sinnpflanze, wenn eine Spinne darüber kriecht. Der furchtbare, hagre Mann schlug die Hände auf den Rücken und ging mit großen Schritten auf und nieder. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Man begehrt von den Fürsten Achtung für die Menschheit. Wo sollen sie die hernehmen? Wie sollen sie einen Haufen achten, der ihre Wohlthaten schon vergißt, indem er noch die Hände darnach ausstreckt? der mit demselben Jubel, der aus tausend Kehlen dem, seit vielen Jahren gekannten und geliebten Fürsten entgegen hallte, morgen auch seinen Feind empfangen wird? Man fordert von den Großen Achtung für Gelehrte und Schriftsteller. Welchen Anspruch dürfen meist feile Menschen auf diesen freywilligen Tribut der Seele machen? die sich fast immer zuerst herzudrängen mit dem Rauchfaß, so oft ein neuer Götze aufgestellt wird. —

Ich habe einen Bettelpoeten gekannt, der ein Lobgedicht verfertigt hatte, und eine Menge Abschriften davon besaß. In allen war ein leerer Raum für den Nahmen des zu Lobenden gelassen, den er ausfüllte, so oft es nöthig war, und so bald Diesem, bald Jenem dasselbe Gedicht überreichte. Diesem Bettelpoeten gleichen manche unserer berühmten Schriftsteller. In ihren bewundernden Seelen ist immer ein leerer Raum für den Nahmen jedes Gewaltigen. Sie wechseln die Herren, wie die Verleger ihrer Schriften; wer ihnen das meiste zahlt, für den schreiben sie."

„Aber, mein Vater," entgegnete Philibert, „was vermögten sie auch gegen die Gewalt? Sollen sie einem Strome sich entgegenstemmen, der in einer einzigen Welle sie verschlingen kann?"

„Sie sollen zum mindesten schweigen. Sie sollen dem Volke nicht den elenden Ueberrest von Treue entreißen helfen, den es vielleicht noch bewahrte. Wenn ein unglücklicher Fürst sähe, daß sein verlassenes Volk, zwar gebückt, aber mit ernstem Schweigen seinem Unterjocher entgegenträte; so würde er in diesem Schweigen eine dankbare Erinnerung an seine Wohlthaten lesen, und dieses fürstliche Vergnügen könnte ihm Niemand rauben. Aber wenn er hinter sich, indem er noch die Grenze mit seinem Fuße berührt, schon den Jubel der feilen Menge hört; noch Ein-

wahl, womit soll er das Gefühl der Achtung für die Menschheit nähren? — Es ist ein egoistisches Geschlecht; der Egoismus ist sein sumpfiges Element. Es gab nur Einen Damm gegen diesen Sumpf, die Religion, der die Menschen bisweilen zwang, nicht immer nur zu handeln, um ihres zeitlichen Wohlbehagens willen. Seitdem dieser Damm durchbrochen worden ist, seitdem sind sie nichts mehr werth, ein Spiel jedes Bösewichts, der ihre Furcht und ihren Eigennutz in Bewegung zu setzen weiß."

„Gott!" rief Philibert und rang die Hände schmerzlich, „ist diese Schilderung wahr, warum bin ich ein Mensch geboren!"

„Du bist ein Kind," sagte der Minister, „für dich ist mein Unglück das höchste Glück, denn es gewährt mir Muße, dich zu unterrichten. Ich werde dir ein Zimmer in meinem Hause zubereiten lassen; ich werde dir meine Abendstunden schenken; und wenn einst die Verhältnisse sich ändern, so hoffe ich, dich gebildet, wie es meinem Sohne geziemt, in die Welt zurück zu führen."

Er hielt Wort. Philibert brachte, in der Gesellschaft seines Vaters, die unglücklichsten Tage seines Lebens zu, denn an jedem Abend hörte er die Menschen herabwürdigen, die Freundschaft verspotten, den Egoismus predigen, die Tugend zu dessen Magd erniedrigen, und — was

ihm am schmerzlichsten war — jede dieser Lehren wußte der Minister mit glänzenden Beyspielen aus der Zeitgeschichte zu belegen, die seinem Sohne wider Willen das Geständniß abdrangen: er habe die Menschen nicht gekannt. — O dann floh er um Mitternacht in sein einsames Zimmer und verschloß sich in das Sechseck und dankte Gott, daß er in dieser Wüste Freunde gefunden, Freunde, auf die er sich stützen dürfe, wenn die ganze, schöne, zertrümmerte Erde unter ihm versinken wolle. Denn immer nahm sein Herz die Glieder des ewigen Bundes aus und stellte sie fern von allen den Menschen, für welche sein Vater ihm Verachtung eingeflößt hatte. Auch der Minister würde anders denken; (so entschuldigte der Sohn) wenn in seinen frühern Jahren der Genius der Freundschaft, in der Gestalt eines Ludwig, eines Otto ihm erschienen wäre.

Ja, auch seinen Glauben an diesen Otto erschütterte des Vaters Anklage nicht. „Alles wird sich einst entwickeln," dachte er im Stillen; „mir sagt mein Herz, Otto sey bestimmt, selbst meinen irrenden Vater mit der Menschheit auszusöhnen."

Drittes Kapitel.

Es verstrichen einige Monden, in welchen der Minister bemüht war, seinen Sohn in die Mysterien der großen, gemeinen Welt einzuweihen. Aber ein gutgearteter Jüngling, so lange ihm Erfahrung mangelt, wird solchen Lehren nimmer unbedingten Glauben beymessen. Sein Gedächtniß wird sie aufnehmen, doch ungenutzt zurücklegen, wie man mit der arabischen Sprache thun würde, wenn man sie in der Schule lernen müßte. Nur dann, wenn das Schicksal ihn unter die Araber führte, würde er sie hervorsuchen und — vergessen haben.

Philibert war jetzt so unglücklich — wer mochte es ihm verargen, wenn er den einzigen tröstenden Gefährten, die Einbildungskraft des Herzens, (wenn man sich so ausdrücken darf) sich nicht entreißen ließ. Wenn ein Dichter gegen Mangel und Sorgen kämpft, so findet er Erhohlung in einer neuen Welt, die er in einem Roman um sich her schafft. Das war jetzt

Philiberts Fall, nur mit dem wohlthätigen Unterschiede, daß er in seinem verschlossenen Herzen nicht den Roman der Freundschaft, sondern die Geschichte derselben zu schreiben wähnte.

Sein Vater litt oft am Podagra. Der kindliche Sohn wich nicht von seinem Sessel. Ihm war nicht wohl bey dem Vater, allein ihm that es wohl, eine Pflicht zu erfüllen; und er erfüllte sie mit so vieler Geduld und Sanftmuth, daß der Minister sogar ihn liebgewann, das heißt, ihn als ein Werkzeug betrachtete, seinen jetzigen Zustand zu erleichtern. Eine andere Liebe kennt der herrschsüchtige Egoismus nicht.

Eines Abends beym Schachspiel meldete man einen Kourier aus der Residenz. Er mußte warten, bis das Spiel ausgespielt war, obgleich der Minister selbst vor Begierde brannte, ihn vorzulassen. Er brachte ein Schreiben aus dem fürstlichen Kabinet, welches den Verbannten in Ehren, Würden und Güter wieder einsetzte, und ihn augenblicklich nach Hofe berief. Der Minister las den Brief schweigend und verzog keine Miene. Eben so kalt las er ihn seinem Sohne vor. Als Philibert seine Verwunderung über diese Kälte bezeigte, sagte er lächelnd: „Einem Kurfürsten von Sachsen wurde sein Todesurtheil beym Schachspiel angekündiget, und er ließ sich nicht einmahl im Spiel unterbrechen. Wie

sollte es mir geziemen, bey einer fröhlichen Bothschaft den Gleichmuth zu verlieren, der auch im Kerker nie von mir gewichen ist. Die Verhältnisse haben sich geändert, das ist es Alles. Der Mensch ist ihr alltägliches Spiel. Wer steht mir dafür, daß, ehe ich die Thore der Residenz erreiche, nicht abermals die Karten anders fallen? Auch darauf bin ich gefaßt."

Mit grosser Gelassenheit befahl er einzupacken. Nichts beunruhigte ihn, als die Dunkelheit, in der er über diesen Vorgang schwebte. Die Gräfin Sternheim hatte sich für ihn verwendet; so hieß es, sagte der Kourier. Allein eben diese Gräfin war ihm nie hold gewesen, folglich mußten andere Personen auf sie gewirkt haben. Wer? und wie? das zu erfahren, war äußerst wichtig, das mußte sein Benehmen bey dem ersten Wiederauftreten am Hofe bestimmen; davon hing es ab, an wem er sich rächen, an wem er Großmuth üben sollte. Darüber sann er nach während der ganzen Reise, ohne zu ahnen, daß sein Befreyer im Wagen neben ihm saß; denn die Gräfin war das Werkzeug Ottiliens, und Ottilie selbst nur ein Werkzeug der Liebe.

Ein Gemälde jener oft erwähnten fürstlichen Favorite ist hier einzuschalten. Sie war die schöne Tochter eines armen Edelmanns, ein fröhliches, aber sittsames Landmädchen, mit lebhaftem Ge-

fühl für alles Gute, nicht selten bis zur Schwärmerey. Als der Fürst, im ersten Winter, den sie in der Residenz zubrachte, sie auszeichnete, ihr nachgieng, ihr bald förmlich den Hof machte; da schmeichelte seine Huldigung ihrer Eitelkeit; sie ließ es geschehen, war freundlich gegen ihn, und lachte ihn nicht selten hinter seinem Rücken aus. Als er aber endlich mit einem Antrag hervor rückte, der freylich nur in den geringern Ständen entehrend genannt wird, da loderte sie auf, hielt sich für schwer beleidigt, ließ ihr empörtes Gefühl laut sprechen, und verlangte augenblicklich zurück in ihr einsames Dorf. Doch ihre zahlreichen Verwandten betrachteten die Sache aus einem andern Gesichtspunkt, und waren entschlossen, die Gelegenheit, ihre Familie zu erheben, nicht entschlüpfen zu lassen. Alle belagerten das tugendhafte Mädchen, bestürmten täglich ihr G e f ü h l, (denn G r u n d s ä t z e hatte sie nicht) benutzten ihren Hang zum Wohlthun; ließen die ärmsten Verwandten aus fernen Provinzen kommen, um i h r das Vergnügen zu verschaffen, durch ein einziges Wort, Mangel in Ueberfluß zu verwandeln; erzählten täglich von dem Glücke, dessen ihre Brüder, ihre Vettern durch sie theilhaftig werden könnten; und als auch diese Vorstellung sie nicht erschütterte, mischten sie sogar das Wohl des ganzen Landes ins Spiel; zeigten ihr

wie viele Thränen sie trocknen, wie viele Seufzer sie ersticken könne; und endlich — nach langem Kampfe — gelang es ihnen, ein Lamm, am Bande der Wohlthätigkeit, zum Opferaltar zu führen.

So wenig es auch den habgierigen Menschen Ernst gewesen seyn mochte, ihre schöne Muhme als Schutzgöttin des Landes gesegnet zu sehen, so ernstlich hingegen meinte es damit das nun zur Gräfin erhobene Fräulein, weil sie ihre Ruhe, ihr Bewußtseyn, die Achtung der Welt und ihre eigene, nur auf diese Weise retten zu können glaubte. Sie fing es aber zu hastig an, und machte sich das Wohlthun zu leicht. Wenn sie nur geben konnte, so meinte sie schon genug gethan zu haben. Wer sie zu rühren verstand, der war ihrer Hülfe gewiß und konnte jedes andere Verdienst entbehren. Darnach zu forschen hatte sie keine Geduld, und fiel es ihr ja einmahl ein, so galten Thränen für Beweise. Jede Gabe, ihr so leicht zu verschleudern, rechnete sie heimlich zum Verdienst sich an; ohne zu ahnen, daß nicht die Größe der Summe, welche der Dürftige empfängt, sondern die Größe des Opfers von Seiten des Gebers, den Werth der Gabe im himmlischen Contobuche bestimmt. Sie entzog sich aber nichts; ihre Diamanten wurden darum nicht weniger; kurz, die Wohlthätigkeit war ihr bloß ein angenehmes Bedürfniß, welches

der Fürst bezahlen mußte, so gut wie alle übrigen. In keinem andern Punkte war sie verschwenderisch.

Natürlich erkaufte sie dadurch nicht selten rührende Scenen, von dankbaren Familien aufgeführt; es regnete Oden auf sie herab; sie wurde als eine gute Fee gepriesen. Zufrieden mit sich selbst, glaubte sie ihren Stand veredelt, und den strengsten Moralisten mit sich ausgesöhnt zu haben.

Doch mehr noch als durch ihre hülfreiche Gutmüthigkeit, gewann sie in der That die Achtung der bessern Menschen durch die zarte Aufmerksamkeit, mit welcher sie die Fürstin behandelte. So oft der Fürst seine Gemahlin vernachläßigte, ertrug es diese mit wahrer Seelengröße; allein die Favorite schmollte, und Seine Durchlaucht mußte sich bequemen, ein aufmerksamer Gatte zu seyn, wenn Sie eine freundliche Geliebte besitzen wollten.

So verstrichen mehrere Jahre. Der Fürst blieb der Gräfin getreu, denn sie war das reizendste Weib in seinen Staaten, und da sie ihn nicht liebte, so lernte sie leicht die Kunst, durch feine Koketterie, durch sparsam verwilligte Gunstbezeugungen dem schwachen Fürsten stets neu zu bleiben. Ihr Einfluß vermehrte sich noch, als sie ihm einen Sohn gebahr, der mit den helden

Zügen der Mutter ihn anlächelte, und den der entzückte Vater schon in der Wiege mit Titeln und Gütern überhäufte. Kaum war der junge Graf den Windeln entwachsen, als man darauf dachte, ihm, für die nächsten Jahre, eine verständige Hofmeisterin zu suchen. Von gutem Adel sollte sie seyn, das war die erste Eigenschaft welche der Fürst forderte. Außerdem, meinte er, müsse man keine B e j a h r t e dazu wählen, damit es ihr nicht an Kraft und Lust gebräche, ein munteres Kind stets zu bewachen. Die Gräfin fügte im Stillen noch eine andere Eigenschaft hinzu. Eine j u n g e Hofmeisterin, dachte sie, soll wenigstens nicht s c h ö n seyn; denn durch ihren Posten wird sie sehr oft Gelegenheit finden, den Fürsten zu sehen und zu sprechen. Seiner Durchlaucht Reizbarkeit war ihr bekannt. Ferner sollte sie so wenige Verwandte als möglich haben; denn die eigne, nimmersatte Familie der Gräfin hatte endlich ihre Geduld ermüdet.

Natürlich wurden, zufolge dieser mannichfaltigen Forderungen, eine Menge Competentinnen abgewiesen. Die Eine war zu alt, die Andere zu schön, die Dritte zu reich an Verwandten. Der Zufall führte Ottilien der Gräfin in den Weg. Bey ihr fand sie Alles, was sie suchte und wünschte, und das gute Mädchen besaß wirklich noch mehr Verdienste, als die Gräfin

zu würdigen verstand. Die rasche Wahl gereute sie nicht, denn die sittsame, bescheidene Ottilie lebte ganz ihrem Berufe, mischte sich in nichts, suchte nie Vortheil für sich aus ihrer Lage zu schöpfen, und geschah es bisweilen für Andere, so waren es sicher solche, die ihr Mitleid rechtfertigten.

Freylich hatte Frau von Schilff, sobald sie das beneidete Glück der verhaßten Stieftochter vernommen, einen ganz andern Ton gegen sie angestimmt. Zahlreiche Briefe, von mütterlicher Liebe strotzend, gingen voraus, die seltsamsten, ungemessensten Forderungen folgten. Bald war es eine Stelle in einem reichen Stift für Blandinen, bald ein Orden für den Herrn von Schilff; endlich gar ein schönes Domainengut, in der Nachbarschaft von Gründorf gelegen, was sie durch Ottiliens Einfluß zu erhalten wünschte. Allein Ottilie verweigerte standhaft jede Verwendung dieser Art; sie that es mit der zartesten Schonung, denn nicht Rachsucht, sondern Ueberzeugung, daß ihre Familie keine verdienten Ansprüche auf Belohnungen des Staats machen könne, bestimmte ihre Weigerung. Frau von Schilff, die keinen Sinn für einen solchen Grund hatte, nahm es freylich anders, und zwang den Herrn Gemahl zu bekennen, daß Ottilie eine böse Tochter sey.

Jetzt erschien Philibert. Ottiliens Liebe zu ihm war von Kindheit auf mit jeder Faser ihres Herzens verwachsen. Ihn jemals zu besitzen — das hoffte sie nicht, selbst dann nicht, als schon das Band zwischen ihm und Blandinen zerrissen war. Allein ihm Gutes zu thun im Stillen, ohne daß er es wußte, oder jemals erfuhr; dieser Gedanke hatte unendlichen Reiz für sie. Die Gelegenheit bot sich dar, sie durfte nur seines Vaters Befreyung bewirken.

Zwar erschrack sie vor der eignen Anmaßung, daß sie, ein armes, unbedeutendes Geschöpf, den Versuch wagen sollte, einen Minister aus seiner Verbannung zurück zu rufen; allein sie sah ja täglich Menschen, die sie, bey aller Bescheidenheit, für weit unbedeutender als sich selbst halten mußte, die wichtigsten Dinge unternehmen und erreichen. Sie sah, wie oft das große Triebrad des Hofes durch den Wind, den ein Schmetterling mit seinem Flügel macht, in Gang gesetzt wird; warum sollte es nicht auch ihr gelingen? der zu Gebothe stand, was bey Hofe stets zum Ziele führt, die Gelegenheit.

Nur Ein Gedanke hielt sie noch zurück. Den Geliebten wollte sie beglücken, und daß Er die Gunst des ersten Monarchen der Welt verdiente, davon war sie überzeugt. Aber auch sein Vater? litt der nicht durch eigene Schuld? wür-

de sie nicht durch dessen Befreyung tausend vergessene Uebel erneuern? — Um diesen Skrupel aus dem Wege zu räumen, suchte sie zum Erstenmahl in Erfahrung zu bringen, warum eigentlich der Minister in Ungnade gefallen? und sie gelobte sich selbst, im Fall sie ihn strafbar fände, ihren Lieblingswunsch zu unterdrücken. Allein sie täuschte sich bey dieser Untersuchung, mit so reinem Herzen sie dieselbe auch anzustellen bemüht war.

Es ist überhaupt sehr schwer, solchen Dingen nachzuspüren, wo keine Akten sprechen; denn der Sturz eines Ministers sey noch so reichlich verschuldet, so gibt doch selten seine wirkliche Schuld Gelegenheit dazu, höchstens leiht sie den Vorwand. Ottilie wandte sich an ehrliche Männer, die sie nicht hintergingen, von welchen aber keiner sie zu belehren wußte. Sie wandte sich an Andere, die des Ministers Freunde waren, und seinen Fall gradezu auf eine Hofkabale schoben. Sie suchte die Gräfin auszuforschen, aber es geschah in einem Augenblicke, wo diese vor dem Spiegel einen neuen Schmuck in die Haare flocht, und, ganz damit beschäftigt, nachlässig erwiederte: „Mein Kind, der Fürst mochte ihn nicht mehr leiden."

Nun glaubte sie, ihre Pflicht erfüllt zu haben, und hielt den Verbannten für gerechtfertigt, eigentlich nur weil sie wünschte, ihn so zu finden.

Oh-

Ohne weiteres Bedenken unternahm sie jetzt den Versuch. Das erste Werkzeug, welches sie dazu wählte, war der Kammerherr von Schlangenbring. Man möchte glauben, sie habe es thöricht angefangen, da ihr nicht verborgen geblieben, welchen Theil dieser Höfling an des Ministers Sturz genommen, und wie er mit dessen Gütern sich bereichert hatte. Allein sie wußte auch noch etwas, daß dem Leser noch nicht verrathen worden: Otto nämlich machte ihr förmlich den Hof, und hatte ihr schon nicht undeutlich seine Hand angetragen. Daß er dabey bloß Rücksicht auf ihren jetzigen Einfluß nahm; daß er durch sie auf die Gräfin wirken, und durch die Gräfin zum Premierminister sich emporschwingen wollte, das ahnete sie nicht. Ein wenig Eitelkeit ist, nachdem man es nimmt, Erbgut oder Erbsünde auch der bessern Seelen. Ottilie wußte, daß sie nicht schön war, doch für häßlich hält sich auch die Häßlichste nicht. Hiezu rechnete sie noch die alte Anhänglichkeit aus den Kinderjahren, und fand es folglich sehr natürlich, daß Otto den Gedanken faßte, sich mit ihr zu verbinden, ohne daß man eben unlautere Beweggründe ihm unterzuschieben brauchte. Sie war zwar keineswegs gesonnen, ihm ihre Hand zu reichen; doch meinte sie, es sey nicht unrecht, seine

Neigung zu benutzen, um ihn zu einer guten Handlung zu bestimmen.

Otto stutzte bey dem Antrag. Des Ministers Begnadigung und sein eigner Fall schienen unausbleiblich mit einander verbunden. Indessen stellte er sich, als ob Ottilie nur seinen eignen Wunsch ausgesprochen hätte, und versprach, seinen ganzen Einfluß auf den Fürsten geltend zu machen. Zu Hause dachte er über die Triebfedern nach, welche sie zu diesem Schritt bestimmt haben möchten, und errieth die Wahrheit. Um sich ganz davon zu überzeugen, holte er jetzt den Diamant hervor, den Philibert ihm anvertraute. Den damit verbundenen Auftrag hatte er unerfüllt gelassen, weil ein Ueberrest von Schaam ihn zurückhielt, von dem verrathenen Freunde mit Ottilien zu sprechen. Jetzt aber stand mehr auf dem Spiele, als nöthig war, um diese Schaam zu besiegen. „Denn," so raisonnirte der Höfling „ich kann freylich mit leeren Worten des Ministers Gönnerin eine Zeitlang hinhalten; ich kann auch wohl am Ende vorgeben, meine ganze Kraft erschöpft, und den Fürsten unbeweglich gefunden zu haben: doch wie, wenn sie dann sich an die Gräfin wendet, die der zweyten Mutter ihres Kindes nichts versagen wird? — Folglich kommt Alles darauf an, ihr die Lust zu benehmen, sich ferner in die Sache zu mischen; und dazu hat der

alberne Philipp mir selbst das Mittel in die Hände geliefert."

Er ließ den Diamant schnell in einen Ring fassen, und mit diesem Ringe am Finger besuchte er nach einigen Tagen das Fräulein von Schilff. Er versicherte, daß er die Begnadigung des Ministers, ihren Wünschen gemäß, eingeleitet, und sich mit der Hoffnung schmeichle, sie nächstens zu bewirken. Aber," fügte er seufzend hinzu: fordern Sie auch Philiberts Befreyung?"

„Mich dünkt," erwiederte Ottilie mit Erröthen, „die müsse dann von selbst erfolgen?"

„Freylich wohl," fuhr Er fort, sich stellend, als habe er das Erröthen nicht bemerkt: „allein Sie zwingen mir eine Warnung ab, die ich, aus alter Neigung für meinen Jugendgefährten, gern verschwiegen hätte. Er ist Ihrer Freundschaft unwürdig."

„Ich hoffe, Herr von Schlangenbring," sagte Ottilie, „Sie fühlen selbst, in welchem Lichte sie mir erscheinen würden, wenn Sie das Gesagte nicht beweisen könnten."

„Das kann ich, antwortete der Kammerherr mit einem noch tiefern Seufzer, und leider muß ich es auch. Ich war vor einiger Zeit so glücklich, als Philibert sich auf seiner letzten Reise in Verlegenheit befand, ihn durch meinen Ueberfluß zu unterstützen. Alles, was die mir vom Fürsten

aufgedrungenen Güter seines Vaters eingetragen haben, und noch etwas mehr, schickte ich ihm."

„Das thaten Sie? das thaten Sie wirklich?"

„Ihr Blick, Ihr Ton, mein Fräulein, verrathen Mißtrauen. Das schmerzt mich."

„Nur weiter."

„Er kam, mir dafür zu danken, und erzählte ebenhin, daß auch Ihr vortreffliches Herz ihm Beystand angeboten; daß Sie ihm einen Edelstein von Werth zugesendet" —

„Ich?" stammelte Ottilie sehr verwirrt.

„Ja, daß Sie Ihm einen Brief dabey geschrieben, der ein zärtliches Interesse für ihn zu verrathen scheine."

„Sie träumen, Herr Kammerherr."

„Nicht ich, mein Fräulein, sondern Philibert. Der Glückliche fand es beschwerlich, daß Sie sich geweigert, den Diamant zurück zu nehmen, und es entschlüpften ihm einige Worte, die mich nöthigten, ihn zu erinnern, daß seine Eitelkeit vermuthlich einen Streich ihm spiele. Da zog er Ihren Brief hervor — ich las — beneidete ihn — und schwieg."

Hier machte der Kammerherr eine Pause, um die Wirkung seines Kunstgriffs zu erlauschen. Die gewagte Behauptung, daß er Ottiliens Brief gelesen, trug er noch mit einiger Bangigkeit vor;

sobald er aber die Verwirrung bemerkte, welche ihr die Sprache raubte, so fuhr er weiter zuversichtlicher fort:

„Er durchschaute meine schmerzlichen Empfindungen. Ich bekannte ihm, daß ich von den zärtlichsten Gefühlen für Sie durchdrungen sey, und bath ihn, mich mit fernern Vertraulichkeiten, die nur mein Herz zerrissen, zu verschonen. Er lächelte, mein Fräulein. Ich mag das widerliche Lächeln nicht beschreiben, welches mich empörte. Unter diesen Umständen, sagte er, ist ja wohl der Diamant nirgend besser aufgehoben, als in deinen Händen. Mit Vergnügen trete ich dir ihn ab. — Sie können sich leicht vorstellen, mein Fräulein, mit welchem Entzücken ich dieses Kleinod empfieng. Hier trage ich es an meinem Finger, von dem nur der Tod es trennen soll. Ach! daß ich hoffen dürfte, es einst mit ihrer Bewilligung zu tragen."

„Halten Sie ein, Herr Kammerherr," sagte Ottilie mit brennenden Augen: „ich weiß nichts von Ihrem Ringe, nichts von dem Briefe, den ich soll geschrieben haben; ich weiß auch nichts von Philibert, als daß er ein edler Mensch ist, unfähig einer Niederträchtigkeit; und eben darum ist er auch ein Spielwerk nichtswürdiger Scheinfreunde geworden." — Hastig stand sie auf, mach-

te dem Höfling eine fast höhnische Verbeugung, und verschwand.

Viertes Kapitel.

Der Kammerherr stand eine Zeitlang eingewurzelt, und als er von ungefähr einen Blick in den gegenüber hängenden Spiegel warf, kam es ihm fast vor, als sähe er ein wenig dumm aus. Er fuhr nach Hause, um eine neue Rolle einzustudieren, die er im Nothfall spielen wollte.

Ottilie hatte sich in ihr Kabinet verschlossen, und ging in grosser Bewegung auf und nieder. Der Argwohn, den man gegen Philiberts Charakter ihr einzuhauchen versucht hatte, faßte keine Wurzel; aber eines unbegreiflichen Leichtsinns, eines Mangels an Delikatesse mußte sie ihn doch anklagen: denn, hatte er nicht ihren Brief, den nur für ihn geschriebenen Brief, einem Dritten mitgetheilt? — Freylich hielt er diesen Dritten für einen redlichen Freund, und darum mogte die Indiskretion dem Verblendeten verziehen werden; aber, daß er im Stande war, ihr Ge-

schenk so geringschätzig zu behandeln; daß er es weder zu benutzen, noch zu bewahren der Mühe werth hielt; ach! das verwundete sie tief. Erschrocken fühlte sie eine Thräne auf ihre Hand fallen, die, ihr unbewußt, sich aus den Augen gestohlen hatte. „Bin ich nicht ein Kind?“ sagte sie wehmüthig lächelnd: „was will ich denn? Hatt' ich mir je eingebildet, von ihm geliebt zu werden? Habe ich mit irgend einer Hoffnung mir geschmeichelt? Sollte er je mir mehr werden, als der Geliebte meines verschwiegenen Herzens? — Ihm Gutes thun, wenn ich es kann, und mich im Stillen freuen, daß ich es konnte, mehr will ich nicht. Daß er es verdient, weiß ich gewiß, und gewisser als jemals, da ein Schlangenbring ihn verleumdet. — Jeder Mensch bedarf zu seinem Glücke irgend eines freundlichen Gedankens, an dem er, in einsamen Stunden, sich ergötzen kann. Mein Gedanke ist, Philiberts durch mich bewirktes Glück! den soll mir keine Verleumdung entreissen. Ich habe mich an ihn gewöhnt; er ist mir lieb, unaussprechlich lieb geworden.“ — Sie versank in Träume — sie rüttelte sich wieder auf.

„Und ist Philibert dessen unwürdig, weil er meinen Ring verschmähte? — Er hat doch nur der Liebe eines Freundes ihn geopfert, eines Listigen, der vielleicht gar von Gegenliebe ihm vor-

geſadelt. — Oder meine Weigerung, mich zu dem Ringe zu bekennen, machte ihn vielleicht wirklich irre — oder wie das ſonſt zuſammenhängen mag. Genug, er iſt keiner unedlen Handlung, und ich bin keines Wankelmuthes fähig.“

Sie erholte ſich, und feſter als jemals ſtand der Entſchluß, Alles aufzubieten, um die Thore der Feſtung ihm und ſeinem Vater zu öffnen. Daß ſie auf den Kammerherrn nicht zählen dürfe, begriff ſie nach der letzten Unterredung wohl, und warf ſich ihre eigene kindiſche Gutmüthigkeit vor, ihm auch nur einen Augenblick vertraut zu haben.

Warum hatte ſie nicht lieber gleich an die allmächtige Gräfin ſich gewendet, von der ſie geliebt wurde, und die ſchon mehr als einmal im Scherz und Ernſt ihr vorgeworfen hatte, daß ſie zu ſtolz ſey, um etwas von ihr zu bitten? Aber Stolz war es nicht, was ſie zurückgehalten hatte, wenigſtens dießmal nicht; es war vielmehr eine jungfräuliche Scheu, das erfahrne, verſchlagene Weib in ihr Herz blicken zu laſſen. Denn, würde nicht die Gräfin gefragt haben, warum ſie für den Miniſter, den ſie nie gekannt, nie geſehen hatte, ſich ſo warm intereſſire? — Ottilie erröthete ſchon, wenn ſie ganz allein war, und dieſe Frage zu hören glaubte.

Sie konnte freylich erzählen, wie ſie mit Philibert gleichſam erzogen worden, allein ſie

fühlte, daß sie es nicht unbefangen erzählen würde. Kurz, eine jener leisen Empfindungen, von denen wir oft selbst uns keine Rechenschaft geben können oder wollen, und die doch so oft unsere wichtigsten Schritte leiten, hatte Ottilien bestimmt, sich früher an den Kammerherrn zu wenden, der ihr Jugendverhältniß zu Philibert kannte, und bey dem es keiner weitern Erklärung bedurfte. Auch meinte sie wohl, er sey zu sehr Höfling, zu platt und flach in eigenen Beobachtungen, um tiefer einzudringen.

Sie erschrack, als sie ihren Irrthum gewahr wurde; sie erschrack noch heftiger bey dem Gedanken, daß Schlangenbring wohl gar die Symptome ihrer Liebe, die bey der ganzen Verhandlung ihr entwischen könnten, dem Gegenstand derselben verrathen möchte; eine Vorstellung, bey der sie zitterte und glühte. Eine solche Unzartheit hatte sie wenigstens von der Gräfin nicht zu befürchten, sonst würde sie die Fesseln der Gefangenen lieber nicht zerbrochen haben. Was der Kammerherr etwa jetzt schon schwatzen möchte, das hoffte sie durch strengen Anstand und trocknen Ernst bey Philibert zu widerlegen.

Nachdem Liebe und Schaam diese Verabredung miteinander getroffen hatten, ergriff sie die erste Gelegenheit, die Gesinnungen der Gräfin zu erforschen. Sie überzeugte sich bald, daß

der Sturz des Ministers nicht das Werk der Mutter ihres Zöglings gewesen sey, die zwar nie mit Theilnahme, doch auch nie mit Erbitterung von dem Verbannten sprach. Ottilie hatte offenbar schon viel gewonnen, wenn kein Widerwille zu bekämpfen war. Der Gräfin Sternheim war im Grunde jeder Minister gleichgültig, denn Alle krochen vor ihr, und der leiseste Wunsch, den sie lispelte, war für Jeden ein Befehl.

Der vierte Geburtstag ihres Kindes erschien. Ottilie hatte ein artiges Kinderfest veranstaltet, ein Larvenspiel, wobey ihr Zögling, als ein junges Bachus, auf einer Tonne sitzend, von Satyrn und Bachantinen an Weinreben gezogen wurde. Die Verkleidung stand dem Knaben so allerliebst, und er spielte seine Götterrolle mit so liebenswürdigem Anstande, daß der Fürst ihn entzückt in seine Arme schloß, mit einigen Diamanten seinen Epheukranz schmückte, sich sehr freundlich mit der bescheidenen Gouvernante unterhielt, von ihrem Verstande wie von ihrer Sittsamkeit bezaubert wurde, die Gräfin in ein Fenster zog, und zu wissen verlangte, was er für Ottilien thun könne?

„Ach!" erwiederte sie, „ich fürchte, wenig oder nichts; denn Fräulein Schilff gehört zu den seltsamen Leuten, die lieber Dank verdienen, als ihn abtragen lassen; die immer in Auslage

und nie bezahlt seyn wollen. Solche Leute" (setzte sie lächelnd hinzu) „sind eine Art von edeln Geizhälsen, die stets nur sammeln, ohne zu verzehren, und bloß an dem Bewußtseyn sich ergötzen, überall sichere Kapitale niedergelegt zu haben."

Solche Menschen waren dem Fürsten bey Hofe noch nicht vorgekommen. Er wiederholte mit Wärme den Auftrag, Ottilien zu erforschen, wodurch er ihr eine Freude machen könne? — Mit Vergnügen unterrichtete die Gräfin sie sogleich von der günstigen Stimmung des Fürsten, und rieth sogar ernstlich, durch zu weit getriebne Delikatesse ihn nicht zu erzürnen; denn, wenn Fürsten einmal beschlossen haben, Jemanden Gutes zu erzeigen, so werden sie empfindlich, wenn man dessen nicht bedarf.

„Ich fürchte nur," sagte Ottilie, „der einzige Wunsch, der mir am Herzen liegt, werde Seiner Durchlaucht allzukühn scheinen."

„Ich bin bevollmächtigt," erwiederte die Gräfin, „Ihnen des Fürsten Wort zu verpfänden."

„Wohlan, so bitte ich um Begnadigung des Ministers."

Die Gräfin stutzte. „Das ist freylich viel. Und wie kommen Sie zu dieser Bitte? In welchen Verhältnissen stehen Sie mit dem Verbannten?"

„In keinen."

„Wer hat für ihn gesprochen?"

„Niemand." — Sie faßte ein Herz, fortzufahren. Die Lippen gehorchten, nur die Augen blieben widerspenstig an den Boden geheftet. „Ich halte ihn für unschuldig — könnte er sonst der Vater eines so edeln Sohnes seyn?"

„Eines Sohnes?"

„Der der Gefährte meiner Kindheit war; eines trefflichen Jünglings, den ich schwesterlich liebe."

Die schlaue Gräfin sah ihr forschend und lächelnd ins Gesicht. „Ihnen zu Liebe will ich es versuchen; doch stehe ich nicht für den Erfolg."

Sie ging, und trug dem Fürsten mit einiger Schüchternheit Ottiliens Begehren vor. Wider ihre Erwartung schien Seiner Durchlaucht diese Bitte sehr willkommen. Nicht bloß lange Gewohnheit hatte den alten Minister ihm unentbehrlich gemacht, sondern vorzüglich die dem Fürsten so werthe Kunst, die Ausführung des fürstlichen Willens immer leicht zu finden; ihm nie Bedenklichkeiten in den Weg zu werfen, und seinem allergnädigsten Herrn, außer dem Wollen, jedes Geschäft zu ersparen.

Diese Kunst, in welcher Philiberts Vater Meister war, verstand der neue Minister nicht, fand oft Schwierigkeiten, fragte öfter an, wie man sie wegräumen solle? Das ging eine Weile, und

Seine Durchlaucht fanden sogar anfangs einen neuen, ungewohnten Zeitvertreib darin, Dero Unterthanen Opfer zu bringen. Aber dieser Reiz der Neuheit verschwand sehr bald, Ungeduld trat an dessen Stelle; die Bedenklichkeiten machten ihn verdrießlich; zumal, wenn er sie nicht widerlegen konnte. — Der Kammerherr, sein Günstling, hatte diese Stimmung ihm bald abgelauert, und aus allen Kräften sich bestrebt, den Funken seines Unwillens anzublasen; freylich nur, um sich selbst an die beneidete Stelle zu schieben. Es würde ihm auch schon früher gelungen seyn, den ungefälligen Minister zu verdrängen, wenn der Fürst nur gewußt hätte, wem er sich in die Arme werfen sollte? Denn trotz seiner Vorliebe für den geschmeidigen Kammerherrn, sah er doch wohl ein, daß dieser platte Höfling den Geschäften nicht gewachsen war. Vielleicht hätte er sogar aus höchst eigener Bewegung Philiberts Vater zurückgerufen, hätte nicht die Schaam, sich ein Dementi zu geben, ihn davon zurückgehalten.

Aber hastig ergriff er jetzt die Veranlassung, durch die Genehmigung von Ottiliens Bitte, sein eigenes Bedürfniß zu befriedigen. Noch an demselben Abend wurde der Kourier nach der Festung abgefertigt.

Ottilie küßte dem Fürsten gerührt die Hand, und entwich in ihr Schlafgemach, um des ge-

lungenes Werkes im Stillen sich zu freuen. Daß ein wackerer Mann dadurch einen Posten verlor, den er, zum Heil des Landes, mit Festigkeit und Treue verwaltet hatte, daran dachten weder sie, noch die Gräfin, und am wenigsten der Fürst. Denn auch gute Menschen gehen an den gerechtesten Hindernissen ihrer Wünsche mit leichtem Sinn vorüber, und drücken die Augen zu.

Fünftes Kapitel.

Der Kammerherr mußte vier Gläser Wasser trinken, als er erfuhr, was vorging. Gern hätte er sein ganzes Ansehen bey dem Fürsten geltend gemacht, um den Streich zu hintertreiben; aber theils hatte er selbst so viel Bedauern geäußert, als Philiberts Vater verbannt wurde, und eben dadurch den festen Glauben an sein gutes Herz in dem Fürsten begründet, theils blieb ihm auch nicht unbekannt, daß die Favorite sich der Sache angenommen habe, und er folglich nicht wagen dürfe, etwas dagegen zu unternehmen. Gute Miene zum bösen Spiel war seine letzte Zuflucht.

Er stellte sich entzückt, erhob des Fürsten Gnade, rühmte seine alte Anhänglichkeit an den Minister, und bat um Erlaubniß, das Geschenk zurückzugeben, welches er nur aus Gehorsam angenommen, allein mit Herzenswehmuth besessen habe.

Der Fürst, hoch erfreut über diesen Edelmuth seines Günstlings, umarmte ihn gerührt, versprach, ihn zu entschädigen, und erwartete nun mit Ungeduld die Ankunft des Begnadigten. Der Kammerherr fuhr ihm mehrere Meilen weit entgegen, wurde von dem Vater mit Höflichkeit, von dem Sohne mit Innigkeit empfangen; erzählte, was sein Herz gelitten habe, den verehrungswürdigsten Mann im Staate so lange verkannt zu sehen; wie oft er jede Gelegenheit ergriffen habe, ihn bey seiner Durchlaucht zu rechtfertigen; wie es ihm endlich gelungen sey, einen günstigen Augenblick zu benutzen, und welches Entzücken es fühle, der erste zu seyn, der, unaufgefordert, ihm sein entzogenes Eigenthum wieder abtrete.

„Ja," sagte er, mit Thränen in den Augen: „Gott und mein Freund Philibert wissen, wie viel es mich gekostet hat, in den Augen der Welt für den Besitzer Ihres Gutes zu gelten. Nur für Ew. Excellenz habe ich es verwaltet, das wird Philibert mir bezeugen, dem ich meinen Entschluß schon zu einer Zeit vertraute, als ich noch mit

seiner nahen Hoffnung, meinem Herzen das heutige Fest zu bereiten, wie schmeicheln durfte."

„So ist es!" rief Philibert, und drückte ihn an die Brust.

Der Minister glaubte nicht ein Wort davon, aber er stellte sich, es zu glauben, und täuschte den erfahrnen Höfling durch die ungezwungenste Freundlichkeit; denn er war fest entschlossen, ihn zu stürzen.

Philibert setzte sich zu dem Kammerherrn in den Wagen, um den Triumph der Freundschaft unter vier Augen zu feyern. Er hatte ja doch Recht gehabt; sein Otto war noch ganz der Alte, sprach schwärmerisch von dem Sechseck; von dem höheren Glücke, welches er im Kreise der Jugendfreunde genossen, und jetzt am Hofe, trotz der Gunst des Fürsten, entbehren müsse. Er weinte sogar darüber. Freylich hatte ihn das Vergnügen, seinem Vaterlande wichtige Dienste zu leisten, für jenes Entbehren bis jetzt entschädigt, und besonders, seit es ihm gelungen war, seinen Wohlthäter, den Vater seines liebsten Freundes, in Rang, Würden und Güter wieder einzusetzen; aber eben dadurch glaubte er nun auch, dem Vaterlande jede Schuld abgetragen zu haben; das Gute, was er etwa noch stiften könnte, kam ihm, gegen das bereits gelungene, so unbedeutend vor, daß er entschlossen

war,

war, sich nächstens ganz in die Einsamkeit zurückzuziehen, der Natur und Freundschaft zu leben. Freylich hatte der Unbestechliche am Hofe nichts erworben, das einzige Geschenk des Fürsten gern zurückgegeben; freylich trat er nun arm aus jener glänzenden Welt, wo die fürstliche Gunst ihm so manche Gelegenheit darbot, sich zu bereichern — aber sein Herz und Philiberts Freundschaft, die nahm er mit in die stille Wohnung und dünkte sich reich.

Philibert hörte ihm mit nassen Augen, mit seligen Gefühlen zu, und erschöpfte sich in Ueberredungen und Bitten, die Ausführung seines Vorsatzes noch zu verschieben; denn auch Er müsse, weil sein Vater es so wolle, vor der Hand noch in der Residenz bleiben, wo man, wider seinen Willen, eine schimmernde Laufbahn ihm eröffnen werde. Auf dieser sollte Otto ihn leiten, nach dem schönen Ziele, Menschenglück zu befördern, welches Jener bereits errungen habe; bis sie Beyde einst Arm in Arm, vom Segen der Zeitgenossen begleitet, von der Bühne abtreten würden, um zu Wolffs Grabe zu wallfahrten.

Otto schien sehr ungern die Fesseln des Hofes noch länger tragen zu wollen; doch der Freund bedurfte seiner, und gab endlich nach.

Unter solchen Herzensergießungen kamen sie in der Residenz, für Philibert noch immer eine

neue Welt. Das erste Geschäft seines Vaters war, der Quelle nachzuspüren, aus welcher seine Begnadigung geflossen war. Er fand sie bald in dem Hause der Gräfin, nannte sich demüthig ihre Creatur, und befahl dem Sohne, ihr den Hof zu machen.

Philibert gehorchte und zwar ohne Widerwillen, denn er hatte sie in einem Schillerschen Trauerspiel süße Thränen vergießen sehen, und war dadurch zu ihrem Vortheil eingenommen worden. Als Urheberin von seines Vaters Freyheit betrachtete er sie zwar nicht, doch hatte Otto selbst ihm gestanden, sie habe, auf sein Verwenden, freundlich mitgewirkt, und dafür dankte er ihr mit warmer Beredsamkeit.

„Mir sind Sie keinen Dank schuldig," erwiederte die Gräfin; „Fräulein Schilff allein hat für Sie gesprochen; zu ihr gehen Sie, eine Pflicht zu erfüllen, von der ich wünschte, daß Ihr Herz sie Ihnen vorschrieb."

Philibert flog zu Ottilien, aber auch sie leugnete, sogar mit einiger Kälte, jede Mitwirkung zu seinem jetzigen Glücke, dessen sie übrigens von Herzen sich erfreue. Das bestärkte den Jüngling in dem so gern gehegten Glauben, daß er allein seinem Freunde Alles verdanke, und er verbarg seinen Unmuth nicht, als der Minister ihm tre-

ken erklärte; er sey ein Kind, dem man weis machen könne, was man wolle.

„Bloß die jetzigen Verhältnisse knüpfen den Kammerherrn an dich. Trau ihm nicht, er wird deine Albernheit mißbrauchen."

Philibert seufzte, den redlichen Otto so verkannt zu sehen, und bestrebte sich, durch verdoppelte Liebe des Vaters Ungerechtigkeit zu bedecken. Als Mitglied im Departement des Ministers und als dessen Sohn, spielte er jetzt eine große Rolle am Hofe. Der Fürst zeichnete ihn aus, und Jedermann bewarb sich um seine Gunst. Allein er behandelte Alles nach seiner gewohnten Weise, schuf Ideale um sich her, beurtheilte die Menschen immer nach sich selbst, wurde bald ihr Spielwerk, baute das Glück manches Heuchlers und ließ oft den Redlichen hülflos, weil er nicht zu schwatzen verstand. Der Minister ermahnte ihn: „Hüte dich! Alle Menschen sind doppelt. Ob sie zwey Seelen haben, wie ein Alter träumte, weiß ich nicht; aber zwey Zungen haben sie gewiß. Wie Einer mit sich selber spricht, so spricht er nie mit Andern. Die Gesellschaft, mehr noch der Hof (diese Quintessenz der Gesellschaft), zwingen ihn, seinen Egoismus zu verhüllen, und darin besteht die ganze Kunst der Höflinge. Wer diese nicht durchschaut, der ist unter ihnen verloren. Du bist auf

dem besten Wege, der Narr des ganzen Hofes zu werden."

Sechstes Kapitel.

Philibert, dem jetzt, nach eigener Beobachtung, die Menschheit ganz anders erschien, als sein Vater im Kerker sie ihm geschildert hatte, bemitleidete ihn um der traurigen Verkehrtheit willen, und schien vor den Thoren der Festung alle widerlichen Eindrücke von des Vaters Lehren, wie böse Träume abgeschüttelt, zu haben. Im engen Kreise seiner Jugendfreunde, den er wöchentlich Einmal um sich versammelte, wurde er des Lebens recht froh, oder glaubte es wenigstens; den man liebte ihn ja wie vormals; der Kammerherr dutzte den Advokaten wieder; der Advokat gewöhnte sich die Demuth ab, und fand seine Fröhlichkeit wieder, der Oberforstmeister die alte Treuherzigkeit.

„Jetzt ist die Zeit gekommen," rief Philibert begeistert aus, „wo wir über Wolfs Grabe uns die Hände reichen und trotzig seinen

Schatten herausfodern können, daß er Zeugniß ablege für unsere treu bewahrten Gelübde!"

Er sprang auf und seine Augen flammten. „Freunde! morgen reisen wir nach Salmbach. Wir haben es unserm Lehrer gelobt, als Männer an seinem Grabe zu erscheinen; laßt uns Wort halten! Laßt uns den herrlichen Triumph der Freundschaft feyern. Morgen reisen wir!" — Alle hinkten seiner fliegenden Empfindung nach so gut sie konnten; Alle wollten mitreisen, aber morgen schon? das war unmöglich! Die vermaledeiten Verhältnisse! Der Kammerherr hatte morgen den Dienst und Eduard einen Termin. Uebermorgen sollte der Fürst auf die Hetzjagd reiten, da konnte der Oberforstmeister nicht abkommen; und den folgenden Tag wurde ein Kourier erwartet, da war Philibert gebunden. Es fand sich, daß sie, vereint, kaum zwey Tage sich würden entfernen können. Allein Philiberts Einbildungskraft war von der herrlichen Scene an Wolffs Grabe so stark ergriffen worden, daß er alle Einwürfe widerlegte, alle Hindernisse besiegte.

„Zwey Tage reichen hin," sprach er hastig; „ich sorge für Alles. Kourierpferde auf jeder Station — ein Kourier an unsern Caßmir, daß er zur festgesetzten Stunde sich einfinde. — O daß wir nicht auch Ludwig in unserer Mitte

haben werden! nur er wird uns fliehen bey diesem Schauspiel für die Seligen!"

Otto drückte eine Freudenthräne hervor; Eduard klatschte in die Hände; Paul spitzte den Mund, als wollte er seinen Hunden pfeifen, Alles wurde veranstaltet; Casimir von der Ankunft der Karavane benachrichtigt, und der alte Küster aufgefordert, Fackeln bereit zu halten; denn so früh man auch die Reise antreten wollte, so konnte man doch vor Abends den Kirchhof in Salmbach nicht erreichen. Mit Tagesanbruch versammelte sich das Sechseck in Philiberts Wohnung; Otto gähnte, Eduard fror, Paul forderte Liqueur. Nur Philibert, der die ganze Nacht kein Auge zugethan hatte, war munter wie ein erwachender Vogel.

Zwey leichte Wagen standen bereit. Paul und Eduard bestiegen den Einen, um zu schlafen bis nach Salmbach; Philibert und Otto den andern. Der arme Höfling lag auf der Folterbank. Gern hätte auch er den versäumten Morgenschlaf nachgeholt; die Augen fielen ihm vor Müdigkeit zu; aber Philibert, dessen Seele alle Nerven straff angezogen hatte, ließ ihm keinen Augenblick Ruhe. Er mußte schwärmen und weinen und entzückt seyn; er mußte sich mit Wolffs Schatten unterhalten; er mußte jeden Tag der Knabenjahre noch einmahl durchleben. Nie hat-

te er, selbst am Hofe, einen solchen Zwang erduldet. Dazu kam noch die Beschwerde der schnellen Reise. Ein jeder Posthalter beeiferte sich, den Sohn des Ministers mit seinen besten Pferden über Hals und Kopf weiter zu schaffen, und Alle meinten, es sey wenigstens von einer wichtigen Friedens-Negociation die Rede. Dennoch war es schon dunkel als sie Salmbach erreichten, vor dem Kirchhofe hielten, Philibert hastig aus dem Wagen sprang, und Otto mit geräderten Gliedern sich ihm nachschob.

Philiberts Freude war vollkommen, als Casimir von Weichbild in seine Arme flog. Fackelschein in der Ferne bezeichnete Wolffs Grab. „Dort! dort!" rief Philibert, von heiligem Schauer sanft ergriffen. Er faßte Otto's Hand und zog ihn nach sich durch das bethaute Gras. Die übrigen folgten in stummer Erwartung.

Der alte Küster war unlängst gestorben, aber er hatte Wort gehalten. Ein blühendes Kirschbäumchen stand auf Wolffs Grabe, die weißen Blüthen schimmerten sanft in Fackelschein. Der große Augenblick war gekommen, Philiberts Busen fast zu eng für sein Gefühl. Da stand er an der Gruft, die Freunde rings umher; ein Jeder mußte seine Hand ihm reichen; er faßte sie Alle mit der Rechten, hielt mit der Linken eine Fackel gegen Himmel so hoch er vermochte, und be-

schwur des Lehrers Schatten, herab zu schweben, um den ewigen Bund zu segnen und die himmlische Wonne zu genießen, die er an jenem Abende, wiewohl zweifelnd, sich versprach, als die Jünglinge zum Erstenmahle das ungebrochene Gelübde der Freundschaft ablegten.

Ein seltsamer Kontrast herrschte in dieser nächtlichen Gruppe. Philiberts Gestalt glich der eines jungen ossianischen Helden; seine Locken flatterten im Abendwinde, sein Gesicht, gegen die Sterne gekehrt, vom Fackelschein geröthet, schien ein überirdischer Glanz zu umfließen. Neben ihm der bleiche, ganz erschöpfte Otto, der vor Kälte schauderte, und den die gebrochenen Kniee kaum noch trugen. Sein Nachbar Casimir mehr erstaunt, als gerührt, versuchte von ganzem Herzen in Philiberts Empfindung sich hinein zu arbeiten. Paul und Eduard gegenüber, hatten unterwegs dem Flaschenkeller des Oberforstmeisters ein wenig zu stark zugesprochen, und verdrehten, mit wankenden Füßen, die Augen. Alle fühlten sich mächtig erleichtert, als Philibert endlich aus seiner ersten himmlischen Extase zurückkam, ihre Hände losließ und sich auf den Grabhügel warf; ein Signal für Alle, im bethauten Grase sich so bequem als möglich zu lagern.

Jeder hoffte im Stillen, es werde nun ein Diener mit Erfrischungen erscheinen; aber Phili-

bert hatte an Alles gedacht, nur nicht an Erfrischungen, deren er selbst so wenig bedurfte. „Jetzt meine Freunde," rief er aus, „jetzt laßt uns die schöne Vergangenheit noch einmahl hervorzaubern, jeder Lehre des väterlichen Freundes uns erinnern, der hier unter unsern Füßen schlummert!" — Alle schwiegen, und mit unerschöpflicher Beredsamkeit des Herzens sprach Philibert in hoher Begeisterung, bis die Fackeln nach und nach verlöschten und die Morgenröthe am Horizonte schimmerte.

Er war entzückt über die stille Aufmerksamkeit mit der die Freunde ihm zugehört hatten. „Es wird Zeit, aufzubrechen," sagte er; „pflücke noch ein Jeder einen Blüthenzweig von seinem heiligen Baume, und dann zurück in die Welt." Niemand antwortete, Niemand rührte sich. Philibert ergriff den Stumpf einer im Grase noch glimmenden Fackel, leuchtete um sich und sah beschämt, daß sie Alle schliefen.

So endete das erhabene Schauspiel. Die Schläfer wurden aufgerüttelt, taumelten in die Wagen, um fort zu schlafen, und Philibert kam mit etwas abgekühlter Empfindung in die Residenz zurück.

Siebentes Kapitel.

Wenn es erlaubt ist, ein unedles, aber passendes Bild zu gebrauchen, so darf man wohl sagen, daß Männer in spätern Jahren mit eben dem Verlangen die Gefühle der Jugend wieder aufsuchen, mit denen sie etwa eine Speise zu genießen wünschen, die sie als Knaben liebten und seitdem nicht genossen. Sie sprechen oft von einem Lieblingsgericht, sie können es kaum erwarten, bis es ihnen vorgesetzt wird; und wenn es nun endlich auf der Tafel erscheint, so schmeckt es ihnen nicht mehr; sie behaupten, es sey nicht so zugerichtet, wie vormals, und vergessen, daß sie nicht dieselbe jugendliche Eßlust mit zu Tische bringen. — So sehnt sich der Mann auch nach Gefühlen, die einst seine ganze Brust ausdehnten und entflammten, und nun — wenn es ihnen auch gelingt, sie wieder hervorzurufen — die Brust leer und kalt lassen.

Die regelmäßigen Zusammenkünfte der Ordensbrüder dauerten noch eine Weile fort, weil Philibert darauf bestand, und Alle schienen mit Ungeduld die Stunde derselben zu er-

warten; allein Jeder fühlte sich gedrückt; der Kammerherr fand sie abgeschmackt, der Oberforstmeister kindisch, der Advokat empfindsam. Hätte nicht Otto einer neuen Stütze bey Hofe bedurft; hätten nicht Paul und Eduard Beförderungen zu erschleichen gehofft, Alle würden die lästige Verbindung längst zerrissen haben. Selbst Philibert empfand eine gewisse Leere in der Gesellschaft seiner Jugendfreunde; er fühlte, daß nicht mehr derselbe Geschmack, nicht mehr dieselben Neigungen sie verbanden, kurz, daß andere Verhältnisse eingetreten waren, und daß auch Er ihre Fesseln trug. Es waren bloß noch Erinnerungen, die in jeder Versammlung die Kosten herleihen und den Tag festlich machen mußten. Doch Erinnerungen nutzen sich leicht ab, und sollten nur Schaumünzen bleiben, die man selten hervorzieht. Bedient man sich ihrer zu täglichen Ausgaben, so erlischt das Gepräge.

Ottilien sah Philibert nur dann und wann, fast nur so oft, als der Wohlstand heischte; denn was ihn vormals wohl noch zu ihr hinzog, ihre schwesterliche Herzlichkeit war verschwunden, eine gewisse scheue Freundlichkeit an deren Stelle getreten. Ueberdieß hatte es ihm eine Art von Widerwillen eingeflößt, daß er von allen Seiten hören mußte, Fräulein Schilff habe seinen Vater durch ihre Vorbitten befreyt. Zwar überzeugte er

sich, Ottilie sey unschuldig an der Verbreitung dieses Gerüchts, allein das Verdienst seines Otto wurde doch dadurch geschmälert; das machte ihn verdrießlich. Bisweilen, wenn er mit Hitze die Verwendung des Kammerherrn rühmte, hatte Mancher sogar fein gelächelt und die Achseln gezuckt. „Unerträglich!" rief er dann — und — „Laß es gut seyn," pflegte der schlaue Höfling zu sagen: „genug, daß du und ich die Wahrheit wissen. Deine Liebe, mein Bewußtseyn, was verlang ich mehr?"

Aber Philibert meinte, der Welt nach und nach seinen Glauben beyzubringen, wenn er Fräulein Schilff vernachläßigte und dadurch bewiese, daß er ihr nichts schuldig sey. — Was konnte ihn auch noch zu ihr locken? sie sprach ja nicht einmahl von Blandinen, deren schönes Bild aus dem Herzen zu verbannen, ihm noch immer nicht gelingen wollte. Er nannte ihren Nahmen nie, mischte sich auch nie in ein Gespräch von ihr; doch die drey Freunde hatten ihm wohl abgemerkt, wie gern er von ihr reden hörte, und gewährten ihm öfters dieses Vergnügen, sprachen gleichsam unter sich, als ob sie seine Gegenwart vergäßen oder nicht bemerkten. Dann saß er still und lauschte, wie man einem Flötenkonzert zuhört, welches man durch ein lautes Athemholen zu unterbrechen sich hütet. Daß sie vermählt sey, wußte er,

ob aber glücklich? darnach scheute er sich zu fragen, so wie nach ihrem jetzigen Aufenthalt; auch gab es in der ganzen Residenz, Ottilien ausgenommen, keinen Menschen, der diese Fragen ihm hätte beantworten können.

Sechs Wochen waren nun verstrichen, seit der alte Minister das Ruder wiederum ergriffen hatte. Sein schwärmerischer Sohn war ihm bereits sehr lästig. Auf der Festung, wo sonst Niemand ihm zuhörte, wenn er Prophezeyungen oder Weisheit von sich gab, schien Philibert ihm so nothwendig geworden, daß er wirklich einmahl glaubte, die Natur rege sich in seinem Herzen und er liebe sein einziges Kind. Aber in den jetzigen Verhältnissen, da der Sohn den Vater nicht begriff, stets die Moral in die Politik mischen wollte, seinen kindischen Glauben an die Menschen noch immer nicht aufgab, und bisweilen sogar die feinsten Ränke Seiner Excellenz durch plumpe Gutmüthigkeit vereitelte, jetzt, da ihn ein Todfeind des Ministers in seinen Stricken hielt, wünschten Seine Excellenz von Herzen, er möchte wieder auf Salmbach jagen oder botanisiren. Der kluge Vater sah voraus, daß es ärgerliche Scenen mit dem Sohne geben würde, wenn er, wie fest beschlossen war, dessen Busenfreund stürzte.

Der Kammerherr bemerkte bald die wachsende Kälte des Ministers gegen Philibert und zitterte bey dem Gedanken, diesen Vermittler zu verlieren; denn schon hatten allerley Symptome ihm verrathen, daß die fürstliche Gunst zu wanken beginne. Darum dünkte es ihm nöthiger als jemals, einen neuen, mächtigen Rückenhalt zu erwerben, der ihn vor dem höchsten Unglück auf Erden, Verbannung vom Hofe, schützen könnte. Er fing an den Zerstreuten, Niedergeschlagenen zu spielen; er ließ stumme Seufzer reden; er wandte sich oft plötzlich um und fuhr mit dem Zeigefinger nach den Augen, als ob er eine Thräne zerdrückte.

Philibert bemerkte bald, was er bemerken sollte, und drang mit freundschaftlichem Ungestüm in seinen Otto, den geheimen Kummer mit ihm zu theilen. Der Höfling sank in seine Arme, verbarg das Gesicht an seinen Busen und stammelte: „Ach! schon längst würde ich meine Leiden dir vertraut haben, wenn ich nicht mit dem Bekenntniß eines an dir selbst begangenen Verbrechens den Anfang machen müßte. Der Diamant — den du mir schicktest, um ihn Ottilien einzuhändigen — er ist noch in meinem Besitz — ich habe ihn dir und ihr vorenthalten — denn ich kann mich nicht von ihm trennen.“

„Wie, Otto? welchen Werth hat dieser Stein für dich?"

„Den höchsten! denn ich liebe Ottilien, ich bethe sie an!"

Philibert erstaunte. Aber zwey Thränen, die seinem Otto von der gefurchten Wange liefen, verstatteten keinen Zweifel. „Wenn es so ist, warum eilst du nicht, deine Hand ihr anzubieten?"

„Ach! sie liebt mich nicht.

„Unmöglich! deine Eigenschaften, dein Herz, deine Gestalt, dein Rang, (der bey Weibern viel gilt) sollte Alles das Ottilien nicht bewegen? sollte sie nicht wünschen, einer Abhängigkeit zu entrinnen, die, so schimmernd sie auch seyn mag, doch stets drückend bleibt?"

„Die Liebe macht schüchtern," versetzte Otto; „ich war nie im Stande, ihr Vortheile aufzuzählen, die sie vielleicht in einer Verbindung mit mir finden würde. Ja, wenn ein Freund — wenn du für mich sprechen wolltest — dich schätzt sie hoch — zu deinem Urtheil hat sie Vertrauen — du allein könntest mein Glück bewirken, und Alles was ich für dich gethan habe, mir in Einem Augenblick tausendfach vergelten."

„Ob ich es will!" rief Philibert und schloß ihn hastig in seine Arme. „Wo ist mein Hut? auf der Stelle geh' ich zu ihr!"

Und wirklich eilte der Freywerber zu Ottilien, sie bittend um eine geheime Unterredung.

Achtes Kapitel.

Bey dem Worte geheim erröthete Fräulein Schilff. Sie schlug schüchtern die Augen zu ihm auf und wurde in den seinigen eine Art von bittender Zärtlichkeit gewahr, die sie fast ganz aus der Fassung brachte. Kaum hatte sie die Kraft, auf die Thür des Kabinets zu deuten; er führte sie hinein, und mit zitternden Knieen ließ sie auf dem Sofa sich neben ihm nieder, seine Anrede erwartend.

„Lassen Sie uns vergessen,“ hub er an, „daß wir beyde am Hofe leben. Erlauben Sie mir, mich in die schönen Zeiten zu versetzen, wo ich Sie Ottilie und Schwester nennen durfte; wo Sie nicht mit dem feyerlichen Ernst, der mich hier zurückstößt, mir entgegen traten, sondern mir freundlich die Hand reichten. Darf ich das? Antworten Sie mir.“

Otti-

Ottilie hatte kaum noch Athem. Sie konnte nicht antworten, allein sie neigte das Haupt ihm freundlich zu und reichte ihm die Hand, die er mit Wärme an seine Lippen drückte.

„Ja ich darf," fuhr er fort mit ungewöhnlichem Feuer: „diese holde Bewegung verbürgt mir, daß Fräulein Schilff Ottilien erlaubt, den Bruder Philibert anzuhören. Ich komme, das Glück eines guten, redlichen Menschen von Ihnen zu erbitten, dem Sie schon als Jüngling wohl wollten, und der an Ihrer Hand den Gipfel seiner Wünsche erklimmen würde."

Ottilie sah ihn mit großen Augen an. Er sprach so feurig, so innig; er hatte ihre Hand so fest in seine beyden gedrückt und war so außerordentlich bewegt, daß sie nothwendig ahnen mußte, er spreche von sich selbst. Dieser Gedanke — bisher ein Fremdling, den die bescheidene Seele stets zurückgewiesen hatte — drang jetzt so schnell, mit so süßer Gewalt in ihr Herz und dehnte es so mächtig aus, daß es zerspringen wollte.

„Ist es möglich!" stammelte sie.

„Warum zweifeln Sie?" sagte Philibert. „Konnte Ihre stille Sanftmuth und Ergebung, mit der Sie ein hartes Schicksal trugen, nicht schon in unsern Kinderjahren den Grund zu einer Neigung legen, die durch Ihr musterhaftes Betragen an diesem Hofe immer stärker wurde?

Hätten Sie die Thränen der Liebe gesehen, die im Stillen um Sie vergossen worden sind, jeder Zweifel wäre längst verschwunden."

„Ach, Philibert!" — schluchzte Ottilie, und verbarg ihr Gesicht in der linken, frey gebliebenen Hand: „ich bin ein armes, schwaches Mädchen — haben Sie Mitleid mit mir — täuschen Sie mich nicht."

„Ich Sie täuschen? Fanden Sie jemals Grund, an meiner Wahrhaftigkeit zu zweifeln? Ich schwöre bey Gott und bey dem Andenken an Ihre gute Mutter, von der Sie mir so oft erzählten, ich rede ernst und wahr! und mein Glück, ja mein eigenes Glück hängt mit an Ihrer Erklärung."

„Wenn es so ist — ach! und wie gern glaube ich es! —" stammelte Ottilie, „so soll keine alberne Schüchternheit, keine mädchenhafte Ziererey den Ernst dieser Stunde entweihen. Meine Lippen sollen bekennen, was seit Jahren schon mein Herz verschloß, daß ich — seit ich fühlen kann den edelsten Mann liebe."

Philibert sprang auf. „Haben Sie Dank, theuerste Ottilie! in einigen Minuten liegt der Glückliche zu Ihren Füßen." — Mit diesen Worten stürzte er fort und hinterließ die arme Getäuschte in der fürchterlichsten Beklemmung. Seine letzten Ausdrücke verriethen ihr nur zu deutlich,

daß er nicht von sich selbst gesprochen habe. Der Kammerherr trat wie ein Gespenst zwischen sie und den Geliebten. Ja, von diesem war die Rede, das wurde ihr plötzlich klar. Doch in diesem ersten Augenblicke fand der Unwille gegen den niedrigen Hösling keinen Raum, denn die Schaam, die tiefste Schaam hatte sich ihrer ganzen Seele bemächtigt. Nur der Schmerz zuckte noch bisweilen hindurch, wie ein Blitz durch eine schwarze Wolke. Der Mann, der der Abgott ihres Herzens war, hatte als Freywerber für einen Andern vor ihr gestanden; hätte ihr den sprechendsten Beweis von seiner Gleichgültigkeit abgelegt. Nicht als ob sie jemals sich geschmeichelt hätte, sein Herz zu gewinnen — aber das ihrige auf diese Weise verschmäht zu sehen — ach! das erregte ein bitteres Gefühl! — es war, als habe er ihre stille Liebe gleichsam verspottet — und gegen diesen Spötter hatte sie sich verrathen — ihren sonst so dicht verschleyerten Busen geöffnet, er wußte nun ihr Geheimniß — und war er gleich noch jetzt im Irrthum, so mußte doch die eigentliche Bedeutung ihres Geständnisses ihm aus den Folgen klar werden.

Wenn sein unwürdiger Freund erschien — wenn er abgewiesen wurde, wie sollte er dann ihre Worte auslegen? „Daß ich ihn liebe! wird

er sich sagen, und mitleidig die Achseln zucken und über die Thörin lächeln."

Sie hüllte sich in ein Kissen ein, ihre Scham vor sich selbst zu verbergen. Fast hätte sie in diesem Tumult ihrer Seele beschlossen, den Kammerherrn wirklich zu heirathen, damit nur Philibert nicht aus seinem Irrthum gerissen würde. Ihn wieder zu sehen und in seinen Augen zu lesen! ich weiß nun Alles; den Gedanken ertrug sie nicht.

Noch lag sie betäubt auf dem Sofa, als man ihr den Kammerherrn meldete, den Philibert hastig von seinem Glücke unterrichtet und ihn fortgetrieben hatte, um aus Ottiliens eignem Munde die Bestätigung zu hören. Zu seinem Erstaunen wurde er abgewiesen. Er meinte, die jungfräuliche Sittsamkeit ziere sich nur noch ein wenig, fand sich nach einigen Stunden wieder ein, kam an diesem Tage noch dreymahl wieder, und erhielt stets die Antwort: das Fräulein befinde sich nicht wohl. Betroffen eilte er zu Philibert, der nun vergebens den Versuch wiederholte, Ottilien zu sprechen.

Für ihn würde stets die Thür verschlossen geblieben seyn, wenn sie auch nicht wirklich krank gewesen wäre. Aber es war kein leerer Vorwand. Die widrigen Empfindungen, die ihr Herz bestürmten und zerrissen, wirkten so heftig auf ihren Körper, daß schon am Abend ein Fie-

her ausbrach. Mit jeder Minute wurde ihr Zustand bedenklicher; doch begehrte sie keinen Arzt, er mußte ihr aufgedrungen werden.

Ihr kleiner Zögling lief zu der Mutter, weinte und verlangte schluchzend, sie solle seiner guten Freundin helfen; denn so pflegte er Ottilien zu nennen. Die Gräfin wollte ihn mit der Versicherung trösten, es werde bald vorüber gehen; aber der Kleine ruhte nicht; sie sollte mit ihm kommen und seine gute Freundin gleich, gleich gesund machen. Sie dürfe ja nur den Fürsten darum bitten, meinte er, denn der müsse doch Alles thun, was sie wünsche.

Die Gräfin erröthete über die beißende Einfalt des Kindes. Sie war schon angekleidet, um nach Hofe zu fahren, allein sie ließ sich von dem Knaben die Treppe hinauf ziehen und fand Ottilien in der That weit kränker, als sie sich vorgestellt hatte. Das beunruhigte sie. Die Krankheit konnte ansteckend werden. Noch gab der Arzt ihr keinen Nahmen. Sie wollte das Kind aus dem Krankenzimmer entfernen, um es keiner Gefahr auszusetzen; doch es kreischte jämmerlich und würde Krämpfe bekommen haben, wenn sie darauf bestanden hätte. Sie fuhr nicht nach Hofe, sie kleidete sich schnell wieder aus und blieb bey der Kranken bis tief in die Nacht.

Sie liebte Ottilien wirklich, aus hundert Ursachen, unter welchen die verborgenen nicht die schwächsten waren. Daß der kleine Fürstensohn einer vortrefflichen Erziehung genoß; daß sie alle die beschwerlichen Mutterpflichten mit Zuversicht einer Fremden aufbürden durfte, und dennoch der süße Lohn, die Liebe ihres Kindes, ihr nicht entzogen wurde; das und mehr dergleichen rühmte sie laut. Aber daß Ottilie mit der zartesten Behutsamkeit und Schonung sie behandelte; mit ihrer Unschuld vor der Schuldigen nicht prunkte; deren oft verstimmte Laune sanftmüthig trug; daß sie nicht schön war, und auch nicht, wie Häßliche sonst wohl pflegen, Anspruch auf Schönheit machte; daß sie ihrer Gebieterin nicht gefährlich wurde, und den Fürsten täglich sah, ohne diesen Vorzug auf irgend eine Weise benutzen zu wollen; diese Eigenschaften wirkten vielleicht im Stillen mehr noch auf die Gräfin, die, als dankbares Weib, Ottilien ergeben war, indessen sie nur eine dankbare Mutter zu seyn glaubte. Darum wich sie selten von dem Lager der Kranken und pflegte sie wahrhaft schwesterlich, zum Erstaunen des ganzen Hofes, der nun um die Wette seine Läufer und Lakayen sandte, um an jedem Morgen auf einen großen Bogen Papier im Vorzimmer die Nahmen der Anfragenden zu kritzeln.

Neuntes Kapitel.

Philibert und Otto begnügten sich nicht mit jener Förmlichkeit. Sie erschienen täglich in Person, und die auffallende Bewegung, welche diese Nachricht jedesmal bey der Kranken hervorbrachte, erneuerte bey der Gräfin die Vermuthung, daß Philibert ihr nicht gleichgültig sey. Diese Vermuthung wurde zur Gewißheit, als Ottilie in Fieberträumen sich verrieth, zwar nur durch unzusammenhängende Worte, doch deutlich genug für ein erfahrnes Weib. Die Krankheit verschlimmerte sich; der Arzt zuckte die Achseln. Ottilie selbst schien den Tod zu wünschen. Die Gräfin schwamm in Thränen; das Kind wollte weder essen, noch trinken.

„Nur Ein Mittel kann sie retten," sprach die Gräfin zu sich selbst, nachdem sie, aus einer langen Unterredung mit dem Arzte, viel Gelehrtes über die Nerven, aber wenig Trost geschöpft hatte: „nur Ein Mittel: Vertrauen zu mir. Gelingt es mir, Vertrauen ihr einzuflößen und ihr Herz von seiner erdrückenden Bürde zu

freyen, so wird sie in der Freundschaft den heilenden Balsam für ihre Wunden finden."

Von diesem Gedanken begeistert, entfernte die Gräfin Jedermann aus dem Krankenzimmer, setzte sich an das Bett, faßte Ottiliens heiße Hand, und bat sie, mit eben so vieler Innigkeit, als Schonung, ihr zu entdecken, was sie doch halb und halb errathen habe. Ein Thränenstrom war die erste Antwort, und schon durch diesen fühlte sich Ottilie erleichtert. Die Gräfin fuhr fort, schwesterlich in sie zu dringen; sie nannte endlich Philibert — und alsobald hing Ottilie schluchzend an ihrem Halse und bekannte ihre geheimsten Gefühle.

Sie mußte nun von den Tagen ihrer Kindheit anheben, ach! und das that sie so gern! sie mußte jede Kleinigkeit erzählen, wiederholen, ausmahlen, so lange, bis die Vertraute Erschöpfung befürchtete. Dann entwich sie schnell, um die Wirkung der Seelenarzeney abzuwarten, und erlauschte mit ängstlicher Aufmerksamkeit eine zweyte Stunde, um den Versuch zu erneuern. Ihre liebevolle Sorge blieb nicht unbelohnt. Die Arzeneyen wirkten auf den Körper, so bald die Seele ihre Wirkung nicht mehr hemmte. Ottilie fing an, sich zu erholen — nach einigen Wochen war sie außer Gefahr. Ihr Antlitz erheiterte sich, so oft die Gräfin hereintrat, denn mit ihr durfte

sie von dem Geliebten sprechen, in ihren Busen ohne Erröthen das hoffnungslose Herz ausschütten. Fest vertraute sie der Verschwiegenen, daß nimmer eine unbescheidene Dienstfertigkeit ihr Geheimniß verrathen und sie vernichten werde.

Einmahl nur wagte die Gräfin, ihr leise in der Ferne eine Hoffnung aufzustellen. Wenn auch Philibert, so meinte sie, Ottilien noch nicht liebte, so mußte er doch die innigste Hochachtung für sie empfinden; mit dieser lasse sich die Dankbarkeit verknüpfen, da sie, im Fall einer Vermählung, ihm die Gunst des Fürsten zum Brautschatz bringen könnten. Mit dem Minister, der gewiß die Hände dazu bieten würde, ließe sich das im Stillen abthun. Die Gräfin selbst wollte es übernehmen, ihn zu stimmen. Dann sollte der Vater, gleichsam aus eigenem Antriebe, dem Sohne die Verbindung vorschlagen, ihn überreden —

Bey dem Ausdruck schauderte Ottilie, und ihre Freundin fühlte, daß sie das Wort übel gewählt hatte. Sie erinnerte, daß Philibert selbst — sobald er mit dem Herzen seiner Gemahlin nur erst ganz vertraut geworden sey — die Veranlassung zu seinem Glücke segnen und nie erfahren würde, daß eine fremde Hand mit im Spiele gewesen sey. Doch Ottilie verwarf Alles dieß mit Abscheu. Eine Liebe, die aus Hochachtung, aus Dankbarkeit entspringen sollte, schien ihrem

Herzen eine traurige Befriedigung. Dachte sie vollends die Ueberredung sich hinzu, so fühlte sie sich glücklicher im Schooß des Kummers, als in Philiberts Armen.

Aehnliche Begriffe hegt jedes junge Mädchen von der Liebe. Sie soll ein, ich weiß nicht was, seyn; soll entspringen, ich weiß nicht woher, und leben, ich weiß nicht wovon. Jede andere Quelle, sie sey so rein und klar sie wolle, ist der Eitelkeit ihrer Herzen zuwider. Ottilie ließ sich von der Gräfin schwören, daß sie nie auch nicht den kleinsten Schritt thun wolle, um Philibert ihr näher zu bringen, oder ihn wohl gar mit ihren Gesinnungen bekannt zu machen. „Wenn er sie nicht schon kennt! setzte sie seufzend und vor Schaam glühend hinzu. Das einzige, was sie gern hörte, war das Anerbieten der Gräfin, dem arglosen Jüngling über seinen Freund, den Kammerherrn, die Augen zu öffnen, und ihr zugleich dadurch jede Erklärung über das letzte räthselhafte Gespräch mit dem Freywerber zu ersparen. Wie die Gräfin das anstellen wolle, überließ sie voll Vertrauen ihrer Klugheit.

Die Genesene mußte noch einige Wochen das Zimmer hüten und durfte Niemanden vor sich lassen. So wollten es die Aerzte, oder vielmehr die Gräfin, welche diese Zeit dazu anwandte, dem Kammerherrn bey Hofe einige verbindliche Dinge

zu sagen, und diese mit gewissen schüchternen Blicken zu begleiten, deren Auslegung sie seiner Eitelkeit überließ. — Sein Scharfsinn übte sich an diesem Räthsel. Sie hatte ihn bisher so oft übersehen; sie hatte kein Geheimniß daraus gemacht, daß sie ihn nicht leiden könne, und eine ihrer bedenklichsten Aeußerungen war ihm sogar zu Ohren gekommen: es sey sein Glück, daß sie Niemanden stürzen möge, auch nicht einmahl einen schlechten Menschen. Diese Worte vorzüglich hatten den Erschrockenen schon damals bestimmt, als sie ausgesprochen wurden, sich an Ottilien zu schmiegen, weil die Favorite doch einmahl die Laune anwandeln konnte, den Günstling zu stürzen. Wenn sie also jetzt ganz unvermuthet ihn selbst anredete, ihm Artigkeiten sagte, und sogar den Geschmack in der Stickerey seines Kleides rühmte, so hielt er das im Ersten Augenblick für eine Wirkung von Ottiliens Jawort, dessen er sich zu erfreuen glaubte. Wenn er aber die seltsamen Blicke der Gräfin erwog, die ihn zu suchen, mit ihm zu sprechen und dennoch ängstlich ihn zu vermeiden schienen; so blähten sich sein Herz und seine Nase plötzlich auf, und er wagte, einen Gedanken zu fassen, der ihn schnell um einige Zolle wachsen ließ, gleichwie ein Taschenspieler Petersilie und Kresse schnell hervortreibt.

Wie wurde ihm vollends, als er eines Tages die Gräfin aus der Loge an den Wagen führte und sie ihm zulispelte: „Ich erwarte Sie morgen Abend Punkt sechs Uhr.“ — Er schwebte auf den Zehen nach Hause und stand die halbe Nacht vor dem Spiegel.

Am andern Morgen sehr früh schickte er nach dem Hof-Uhrmacher, der auch die Gräfin bediente, um alle seine Uhren nach der ihrigen zu stellen, damit er ja keinen der glücklichen Augenblicke verlieren mögte.

Zehntes Kapitel.

Der betrogene Betrüger wußte nicht, daß schon um fünf Uhr Philibert zu der Gräfin war berufen worden, die ihm eine Vorlesung über seine Leichtgläubigkeit hielt und am Schlusse derselben versicherte: sein Freund Otto sey ein Bösewicht. Kaum vermogte Philibert, bey diesen harten Worten, sich in den Schranken der Höflichkeit zu erhalten. Er vertheidigte den Kammerherrn mit solcher Hitze, und wurde einigemal so

bitter, daß die Gräfin ihn zur Ordnung rufen mußte.

„Nur Ihren eigenen Ohren sollen Sie trauen," sagte sie lächelnd, als um dreyviertel auf sechs der Kammerdiener hereintrat und den Herrn von Schlangenbring meldete. „Gehen Sie hinter diesen Vorhang und rühren Sie sich nicht, bis ich Sie rufe." — Philibert machte Einwendungen. Er seinen Freund behorchen? — „Um ihn oder mich zu beschämen, sagte die Gräfin und schob ihn hinter den Vorhang.

Der Kammerherr wurde vorgelassen. Er trat herein mit einer studirten Haltung, auf jede Rolle vorbereitet. Die Gräfin empfing ihn mit liebenswürdiger Verlegenheit, klingelte und sagte halb laut: sie sey für Niemand zu Hause. Dieser Befehl und das reizende Negligee, welches sie gewählt hatte, schwellten ihm den Busen noch höher auf, und er erwartete mit forschendem Blick ihre erste Anrede.

„Ich höre, Sie wollen mir Fräulein Schilff entführen? sagte sie mit niedergeschlagenen Augen.

„Wenn Sie, meine Gnädigste, Ihre Einwilligung zu meinem Glücke nicht versagen."

Die Gräfin sprach mit einem unterdrückten Seufzer: „Zu Ihrem Glücke? wie dürft' ich das? — Sie lieben also Fräulein Schilff?" —

Bey dieser Frage sah sie ihn schüchtern an; ein Blick, der seine Antwort bestimmte.

„Fräulein Schilff erscheint gewöhnlich an Ihrer Seite; wie wär' es möglich, sie zu lieben?"

„Keine Komplimente, lieber Schlangenbring. Wenn Sie meine Freundin nicht liebten, wie kämen Sie wohl auf den Gedanken, sie zu heirathen?"

„Das errathen Sie nicht? — Eben weil Sie, meine Gnädigste, sie Ihre Freundin nennen; weil ich schon längst mit bitterm Schmerz habe bemerken müssen, daß ich das Unglück habe, von Ihnen verkannt zu werden, und weil ich auf diesem Wege die Gelegenheit zu finden hoffte, Sie nach und nach von meiner hohen Achtung, von meiner treuesten Ergebenheit zu überzeugen."

„Ich Sie verkennen?" sagte die Gräfin, indem sie den Zipfel ihres Schwals faltete: „wenn das Ihr einziger Beweggrund ist —"

„Der Einzige!" rief der Höfling mit steigender Verwegenheit: „ich schwör' es bey Ihren himmlischen Reizen!"

„Aber Ottilie glaubt doch von Ihnen geliebt zu werden?"

„Freylich sollte sie das glauben."

„Sie selbst haben es Ihrem Freunde Philibert vertraut?"

„Ich habe ihm gesagt, was ich sagen mußte, um einen Schwärmer für mich zu gewinnen.“

„Schwärmer sind bisweilen gefährliche Vertraute.“

„Ich kenn' ihn ganz.“

„Aber auch Ottilien?“

„Auch diese. Ich errathe Ihre Gedanken. Schon längst wußte ich, daß Ottilie meinen Freund liebt, sehr zärtlich liebt.“

„Das wußten Sie?“

„War es nicht Fräulein Schilff, das schüchterne Fräulein Schilff, die sich mit auffallender Innigkeit für die Begnadigung des Ministers verwandte? Hab' ich es nicht aus dem Munde Seiner Durchlaucht, daß Allerhöchst Dieselbe bloß in Rücksicht auf die Freundin der Gräfin Sternheim Dero gerechten Zorn entwaffnet haben? Das ist nicht die einzige Veranlassung, bey der ihr Herz sich mir verrathen hat.“

„Gesetzt, es wäre so, um so mehr muß ich erstaunen —“

„Daß ich Fräulein Schilff meine Hand angetragen habe? Ach, gnädigste Gräfin, ist es denn die Liebe, welche am Hofe Ehen knüpft? muß man diese gefährliche Leidenschaft nicht fliehen? und wenn man das Unglück hat, ihr zu unterliegen, darf man in gewissen Fällen mehr wün-

schen, als eine Verbindung, die dem geliebten Gegenstande uns wenigstens näher bringt?"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Kammerherr; allein ich dächte, ein zartfühlendes Herz würde vielmehr durch dieses seltsame Mittel sich auf ewig von Ihnen getrennt glauben."

„O wie hastig würde ich dann das lockere Band zerreißen, welches ein Irrthum mich knüpfen hieß!"

„Und was würden Sie Ihrem Freunde sagen?"

„Das erste Beste, wenn es nur subtil genug wäre."

„Ist er so genügsam?"

„Er glaubt nur, was sein Herz, nie was seine Augen ihm sagen."

„So ist er kein Mann für den Hof und kein Freund für den Höfling, und kein Sohn für den Minister. Man sollte ihn zu entfernen suchen."

„Das war längst mein Wunsch."

„Im Vertrauen, Herr Kammerherr, ich liebe weder ihn, noch seinen Vater."

„Ich hasse Diesen und ertrage Jenen, weil ich muß."

„Darf ich auf Sie zählen?"

„Sie erheben mich zum Gott, wenn Sie mir vergönnen, Ihre Fesseln bis in den Tod zu tragen."

„Der

„Der Minister muß fallen.“

„Ich bin zu Allem bereit.“

„Es bleibt noch unter uns.“

„Verschwiegen wie das Grab.“

„Ist der Vater erst einmal aus dem Wege —“

„O dann haben wir gegen den Sohn keine Schonung weiter zu beobachten.“

„Noch brauch' ich einige Wochen, um den Fürsten vorzubereiten.

„Sie werden mir zu Jahren werden!“

„Sie Ihres Wortes gegen Fräulein Schilff zu entledigen, nehme ich auf mich.“

„Reizende Gräfin!“ — Er wollte sich auf die Kniee werfen.

„Gemach, Herr Kammerherr, Sie haben eine Prüfung überstanden; allein den Lohn behalte ich Ihnen noch vor.“

„Ich schwelge in diesem Vorgenuß!“

„Gehen Sie. Ich werde Ihnen einen Wink geben, sobald ich es wagen darf, Sie wieder zu sehen.“

Sie reichte ihm die Fingerspitzen zum Kuß, und der Selige schwebte durch das Vorzimmer, indem er lächelnd jeden Bedienten grüßte.

Eilftes Kapitel.

Die Gräfin zog den Vorhang weg. Philibert stand leichenblaß mit bebenden Gliedern. „Kennen Sie nun Ihren Jugendfreund?“ Seine Lippen zuckten, er konnte nicht reden. — „Vielleicht zweifeln Sie noch? vielleicht halten Sie mich für die Betrogene, und Alles, was er gesprochen hat, bloß für eine höfische Form? — Gehen Sie, prüfen Sie ihn selbst. Ich fordere nichts von Ihnen, als Ihr Wort, ihm nicht zu verrathen, daß Sie ein verborgener Zeuge unsers Gesprächs gewesen sind.“

Philibert reichte der Gräfin die Hand. Sprechen konnt' er nicht. Sie entließ ihn durch eine geheime Treppe, damit sein zerstörtes Gesicht kein Aufsehen im Vorzimmer erregen sollte.

Er brachte einen fürchterlichen Abend hinter verschlossenen Thüren zu. Er rüttelte sich, um den bösen Traum abzuschütteln, und dann murmelte er wieder knirschend; nein, ich war wach. — Es gab Augenblicke, wo die leidende Gestalt Ottiliens vor das Zerrbild des entlarvten Freun-

des trat und es bedeckte; dann ruhte der Blick wehmüthig auf diesem. Zum erstenmale gab er dem Gedanken Raum, von ihr geliebt zu werden. Er wiederholte sich ihr letztes Gespräch, und errieth nun die Bedeutung jedes Wortes, welches ihrer beklommenen Brust entschlüpfte.

„Ja, sie liebt dich," sagte er sanft, und die Kinderjahre gaukelten an ihm vorüber. „Sie war es, die in deiner Noth ihr ganzes kleines Erbe dir brachte — die vor dem falschen Freunde dich warnte — im Stillen deines Vaters Befreyung und die deinige bewirkte — sich aber sittsam in sich selbst zurückschmiegte, den Dank einem Unwürdigen gönnend." — Ottilie stand groß vor ihm. Er bewunderte sie. Dankbarkeit gesellte sich zu der süßen Ueberzeugung, geliebt zu werden, die schon oft allein Gegenliebe bewirkte. Es regte sich an diesem Abend etwas dergleichen in seinem Herzen, und gewährte ihm lindernden Balsam für die von Freundes Hand geschlagene tiefe Wunde. Wohl dem Unglücklichen, der, wenn er ein geliebtes Bild aus seiner Brust verstoßen muß, am Eingange schon ein anderes harrend findet, um wenigstens den leeren Platz zu füllen; denn Herzensleere ist für den Betrogenen fast noch schrecklicher als der Verlust.

Der folgende Tag war zu der gewöhnlichen Zusammenkunft der Ordensbrüder bestimmt. Noch

nährte Philipp eine leise Hoffnung, daß Alles nur ein Gauckelspiel gewesen. „Es mag seyn," dachte er bey sich selbst, „daß Otto zu schwach war, die ganze Reinheit seines Herzens am Hofe zu erhalten: daß er für nöthig hielt, die Gräfin zu täuschen, und sich herabließ, es wirklich zu thun. Aber wie? wenn er jetzt hereintritt, mir Alles offen bekennt? mir sagt, warum er solcher nichtswürdigen Hülfsmittel sich bediente? darf ich dann ihn nicht entschuldigen? — Der Höfling verdient Bedauern, der aufrichtige Freund Verzeihung. Wer darf sich selbst, oder irgend Einem seiner Freunde nachrühmen, daß er in jeder Lage des Lebens, im Kleinen wie im Großen, in fremden wie in eigenen Geschäften, immer und immer streng redlich gehandelt habe? — Der Eigennutz ist es ja nicht allein, der von der Bahn der Pflicht freylich nur gemeine Seelen ableitet, Menschenfurcht, Verlegenheit, Mangel an Geistesgegenwart, sogar Gefälligkeit — eine sonst so liebenswürdige Tugend — bestimmen bisweilen auch den Rechtschaffensten, einen Nebenweg zu betreten, weil er hofft, er werde sich dennoch nicht verirren. Nur Hinterlist kann dem Freunde nicht verziehen werden, und hinterlistig darf ich Otto nicht eher nennen, bis ich ihn gesehen, gesprochen."



Mit banger Ungeduld erwartete der Gutmüthige das Erscheinen des Nichtswürdigen. Er dachte sich ihn beym Eintritte schüchtern, das Herz mit dem Geheimniß schwer belastet; die Lippe halb geöffnet, um es schnell in Freundes Busen niederzulegen; er war entschlossen, ihm auf dem halben Wege entgegen zu kommen, und allenfalls — so sehr ihm das auch zuwider war — Paul und Eduard von der Herzensergießung auszuschließen, um dem Reujgen die Schaam zu ersparen. Aber siehe da, Schlangenbring erschien mit einem strahlenden Antlitz, in welchem die Erwartung eines nahen Glückes, vermischt mit übel verstecktem Hohn, leserlich geschrieben stand.

Es war wohl gut, daß die schlaue Gräfin den Triumph der Rache verschob, und nicht in Gegenwart des Entlarvten den verborgnen Zeugen hervorrief. Denn hätte der Höfling geahndet, Philibert sey von allem unterrichtet, so wäre es ihm fürwahr auch jetzt noch leicht geworden, einen Mann zu täuschen, der mit gänzlicher Unempfänglichkeit für den Glauben an das Böse, einen fast unüberwindlichen Eigensinn des Herzens vereinigte. So aber hatte die unvermuthete Aussicht, der Liebling der Gräfin, und durch sie Beherrscher des Landes zu werden, den Schwachkopf schwindeln gemacht. Es war ihm sogar unmöglich, seine Hoffnungen ganz zu verschweigen.

so heilig er es auch der Gräfin zugesagt hatte. Zufällig besuchte ihn sein Bruder, als er eben von ihr kam, und so kühl auch sonst die Brüder miteinander umzugehen pflegten, so konnte doch dießmahl Otto dem Reiz nicht widerstehen, sich vor Paul zu brüsten. Er sagte ihm Alles, und wünschte ihm Glück zum Oberjägermeister, eine Stelle, die dem Bruder des allmächtigen Ministers nunmehr nicht entgehen konnte. Der schwache Paul, dessen kühnste Wünsche so plötzlich in Erfüllung gehen sollten, wurde betäubt und geblendet; er ging in seiner Freude auf einen Clubb, betrank sich, wie er wohl öfters zu thun pflegte, stieß auf Eduard, klopfte ihn auf die Schulter, faßte ihn unter den Arm, taumelte mit ihm fort, und machte auch diesen, im engsten Vertrauen, zum Mitwisser des großen Geheimnisses.

Der nüchterne Eduard faßte sogleich eine glänzende Hoffnung, sich selbst empor zu schwingen. Er war in der That kein schlechter, aber ein mittelmäßiger Mensch, wie sie zu Tausenden herumlaufen. Er handelte gewöhnlich rechtlich, nur mußte er Geld haben, keinen Mangel leiden; denn in diesem Falle schmiegten seine Grundsätze sich unter den Fußtritt der Noth. Er meldete sich in aller Früh bey dem Kammerherrn, wurde vorgelassen, trat tief unterthänig herein, hütete sich wohl, den hohen

Gönner zu duzen, ließ ein Wörtchen von der frohen Nachricht fallen, die er durch den künftigen Oberjägermeister erfahren, schien hoch entzückt über das Heil, welches seinem Vaterlande bevorstehe, und bath demüthig um den Posten eines Privatsekretärs in Diensten Seiner künftigen Excellenz.

Der Kammerherr stellte sich zwar entrüstet über die Schwatzhaftigkeit seines Bruders, allein es war leicht bemerkbar, daß diese erste Huldigung von einem Menschen, den er noch vor kurzem als seines Gleichen behandeln müssen, ihm wohl that. Er holte die Protektionsmiene wieder hervor, die er, seit der Rückkehr des alten Ministers, bey Seite gelegt hatte, versicherte den Advokaten, man werde an ihn denken, und empfahl ihm vor der Hand ein strenges Schweigen.

Alles dieß war vorgegangen, ehe das Sechseck sich versammelte. Jeder war unterrichtet, und Jeder schwieg aus andern Gründen. Man setzte sich, man trank; Philibert beklommen, Otto vornehm lächelnd, Paul gähnend, Eduard schüchtern verlegen. Die Unterhaltung war sehr einsylbig, dem Wirthe schlug das gebrochene Herz.

„Freunde!“ rief er plötzlich aus: „werden wir noch oft so beysammen sitzen? des heiligen Bundes Erinnerung feyern? — ich weiß nicht, welche Bangigkeit mich ergreift. Wird unser drit-

tes Sinnbild nie zertrümmert werden, wie die beyden ersten? wird unter uns nie ein Verräther an der Freundschaft die Lippe zum Judaskuß bieten? — O laßt uns hier noch Einmal, umschwebt von Wolffs Schatten einander die Hände reichen, und den Schwur erneuern: Verflucht sey, wer den Freund hintergeht! und sollte jemals Einer von uns, verstrickt in das Labyrinth der Leidenschaften, durch böse Werke oder Gedanken — (denn böser Handlungen sind wir unfähig) — diesen ewigen Bund entweihen; so unterliege er nicht der falschen Schaam, ein irrender Mensch gewesen zu seyn; er werfe sich muthig dem Freunde an die Brust, und finde da Trost und Verzeihung!" —

Philibert war aufgestanden, und streckte zitternd seine Arme über die Tafel aus. Paul und Eduard machten Miene ihm zu folgen, doch mit einem verlegenen Blicke auf Otto, der sich nachlässig auf seinem Stuhle wiegte, und also anhub:

„Guter Philibert, du bist auf meine Ehre ein äußerst liebenswürdiger Schwärmer; allein die Zeiten sind vorbey, wo unsere kindlichen Gemüther an solchen Schattenspielen sich ergötzten. Was soll das nun? Aus Liebe zu dir habe ich diesen empfindsamen Versammlungen beygewohnt, aber ich bekenne dir, sie fangen an mir lästig zu werden. Was meint ihr Andern?" — „Frey-

sich," sagte Paul, und griff nach seiner Pfeife, „kommt nicht viel dabey heraus."

Eduard zuckte zweydeutig die Achseln. Philibert stand unbeweglich.

„Wenn Männer, die zusammen studierten," so fuhr der Kammerherr fort, „sich nach vielen Jahren einmal wieder versammeln, um etwa einen Landesvater zu feyern, und ihre Hüte jubelnd auf den Degen zu schwingen, so habe ich nichts dagegen; es ist eine frohe Stunde, in der die lustige Vergangenheit einen Besuch bey der trocknen Gegenwart abstattet. Aber, wenn Männer sich quälen, gewisse Jugendgefühle, für die sie selbst keine Empfänglichkeit mehr haben, in ihr ernstes Geschäftsleben zu flechten; so kommt mir das gerade so vor, als wenn ein Greis den Verliebten bey einem sechzehnjährigen Mädchen spielt; er macht sich lächerlich. Darum meine ich, wir heben diese Zusammenkünfte auf, und sind froh, daß im Publikum noch nichts davon laut geworden."

„Mein Bruder ist ein gescheider Kerl," sagte Paul, und rauchte seine Pfeife an.

„Ein Welt- und Menschenkenner," setzte Eduard hinzu.

Philibert ließ die ausgestreckten Arme langsam sinken, und heftete sein starres Auge bald auf diesen, bald auf jenen.

Otto unterbrach die Pause. „Was bedeutet dieses düstre Schweigen? — Laß uns nicht länger Komödie spielen. Laß uns freymüthig miteinander sprechen: Du lebst jetzt schon Monathe lang am Hofe. Muß ich dir noch sagen, daß hier und überall die Freundschaft bloß eine Tochter der Verhältnisse ist? — Du schauderst. Allein, warum sollte der Mensch sich dieser Unvollkommenheit in seiner Natur schämen? — Betrachte, ich bitte dich, sein erstes und regstes Verhältniß, das Band, welches seine Seele an den Körper knüpft; auch dieß sogar ist dem Wechsel unterworfen. Aber die Seele genießt, so lange der gesunde Körper mit ihr harmonirt. Machen wir es eben so. Du Philibert, wir bekennen es gern, bist die Seele unsers Körpers, wir sind nur die Glieder, wir können deinem hohen Schwunge nicht folgen, deine Genüsse sind nicht die unsrigen; und wären wir deren auch fähig, so stehen wir hinwiederum in so mancherley Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, die unsere Empfindungen abkühlen, unsere Zeit rauben, unsere Kräfte erschöpfen. — Aber ich bemerke eben, daß ich die meinigen erschöpfe, ohne von dir einer Antwort gewürdigt zu werden. Zwar — deine hohnsprechende Blicke sind auch eine Antwort. Weißt du auch, Philibert, daß du mich beleidigst?"

Er schwieg. Alle schwiegen. Auch Philibert, der ihn bloß mit seinen Augen durchbohrte. Der Kammerherr wurde unruhig; er nahm sich zusammen: „ich warne dich, mein Freund, du ahndest nicht, was geschehen könnte. Ich liebe dich sehr, und habe es dir bewiesen.“ — Philibert brach in ein lautes Gelächter aus.

„Das ist zu arg!“ rief Otto, und sprang von seinem Sessel auf: „Ihr Andern seyd Zeugen, wie brüderlich mit ihm geredet worden; tritt er aber alle Verhältnisse mit Füßen, so möge er es zu spät bereuen.“ Mit diesen Worten eilte er zur Thür hinaus, nicht ohne Besorgniß, von Philibert ergriffen und hinabgeschleudert zu werden; denn er hörte den verspotteten Wirth dicht hinter sich, und konnte ihm nicht entrinnen. Aber Philibert faßte bloß mit gräßlicher Kälte seinen Arm, und sagte weiter nichts, als: Ottiliens Ring. Der Höfling las hier in seinen funkelnden Augen, daß hier zu Frage und Antwort keine Zeit mehr sey; er streifte mit zitternder Hand den Ring vom Finger, gab ihn dem Drohenden, fühlte seinen Arm frey, und sprang auf die Straße, wo er Athem schöpfte. Ihm war teuflisch wohl, durch die eben gespielte Scene, den Freundschaftsbruch bemänteln zu können, der nun bald ruchbar werden sollte.

Zwölftes Kapitel.

Philibert trat mit schwerem Herzen wieder in sein Zimmer. Paul und Eduard standen noch eine Weile, und sahen einander an. Philibert rührte sich nicht. Nur seine wilden Blicke ruhten jetzt auf ihnen, und heischten noch eine letzte Erklärung.

Paul faßte endlich ein Herz: „Leb' wohl, Herr Bruder," sagte er trocken, nimm mirs nicht übel, du bist nicht wohl gescheit. Mein Bruder hat Recht. Kinder fangen Schmetterlinge, und haben ihre Freude daran. So kann es aber nicht bleiben. Denn es kommt eine Zeit, wo man Hirsche mit sechzehn Enden schießt." — Mit diesem Waidspruch verließ er das Zimmer.

„Ach mein Freund!" sagte Eduard mit süßlicher Zärtlichkeit, „ich liebe dich von ganzer Seele, und diese Liebe preßt mir die Warnung aus: suche Otto zu versöhnen, denn es mögen bald Verhältnisse eintreten, wo seine Freundschaft dir sehr wichtig werden könnte."

Auch er ging, und Philibert blieb zurück, wie ein Schiffbrüchiger, den die Wilden, nackend entkleidet, am unwirthbaren Ufer stehen lassen. Noch Stundenlang kochte und tobte es in seiner Brust, und er fühlte, sie werde ihm zerspringen, wenn er nicht irgend einem menschlichen Wesen seine Leiden klagen dürfe. Er setzte sich und schrieb an Ludwig und an Casimir: „Kennt ihr das Wort Verhältnisse? es ist ein furchtbares Zauberwort, um Tempel zu zertrümmern und Herzen zu zerquetschen. Das Sechseck ist nicht mehr! Der Genius der Freundschaft hat seyn Auge geschlossen.“

Nun erzählte er beyden, was vorgegangen war. „Ich würde in eine Wüste fliehen,“ so schloß er, „und mir einen Pudel abrichten, um mir einzubilden, er sey mein Freund, wenn ich nicht Euch noch hätte. Werdet auch Ihr mich täuschen? — Mein Herz spricht nein, und ich glaube meinem Herzen. Wohlan, laßt uns die Elenden vergessen, oder bemitleiden. Laßt uns ein anderes Sinnbild wählen; das Kleeblatt. Möge es im Verborgenen grünen und wachsen, bis einst des Todes Sichel es mäht!“

Nachdem er diese Briefe geschrieben hatte, fühlte er sich erleichtert; mehr noch, als er die Antworten empfing; denn Casimir sowohl als Ludwig bezeugten den heftigsten Abscheu gegen

die Nichtswürdigkeit der getrennten Bundesbrüder, und schwuren dem Verlassenen aufs Neue unerschütterliche Freundschaft, die keinem Verhältnisse jemals unterliegen könne.

Indessen hatte die Gräfin die schwachen Wurzeln, an welchen die fürstliche Gunst für den Kammerherrn noch hing, vollends ausgegraben, und gerade an dem Tage, an welchem er frohlockend erwachte, weil er als Minister wieder zu entschlummern hoffte, wurde er in dieselbe Festung verbannt, in welcher er seinen Freund auf ewig begraben wollte.

Der schwache Höfling konnte diesen Wechsel nicht ertragen. Er zitterte und weinte, umarmte weinend jeden Bedienten und bat, sich für ihn zu verwenden — begehrte bald die Gräfin, bald Ottilien, bald Philibert zu sprechen; und als ihm jede Bitte versagt wurde, ergriff er verzweifelnd eine Pistole, spannte den Hahn, sah sich um, ob Niemand ihn zurückhalten werde, legte sie wieder hin, und wurde ohnmächtig in den Reisewagen geschleppt.

Paul vernahm das Schicksal seines Bruders, und reiste schnell in einen entfernten Forst, um dort, in die Wälder versteckt, einem gleichen Unglück zu entrinnen. Die Gläubiger des Kammerherrn erwachten. Eduard erbot sich, ihre Prozesse zu führen, meinte auf diese Weise den ge-

kränkten Philibert wieder zu gewinnen, und vernichtete eben dadurch den letzten Funken, der noch in dessen Brust für ihn geglimmt hatte.

Der Fürst erhob jetzt Philibert an die Stelle des Verbannten; zwar nicht zum Höfling oder Günstling, wozu er ungeschickt war und blieb; allein er wurde Kammerherr, und man sprach schon von einem Gesandtschaftsposten, der ihm bestimmt sey. Lauter Wirkungen der Gunst der Gräfin, denn sein Vater that wenig oder nichts für ihn. Er konnt' ihn einmahl nicht zu seinen Zwecken brauchen, darum würde er ihm, als Mitarbeiter in seinem Departement, lästig, und er wäre seiner gern auf gute Art losgeworden. Die Idee, an einen fremden Hof ihn zu senden, hatte der Minister hingeworfen, und die Gräfin fand sie gut; nur wünschte sie, daß Philibert zuvor sich für Ottilien erklären möchte, und hoffte, es werde bald geschehen. Wußte er doch nun, daß sie ihn liebte, und wußte es nicht von der Gräfin, die ihr Wort treulich, obschon jesuitisch, gehalten hatte. War es ihm doch auf den ersten Blick anzusehen, daß diese Entdeckung einen angenehmen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Zwar hatte er, seit der Katastrophe, Ottilien nur ein einzigesmahl besucht, und dabey sogar die Zeit wahrgenommen, wo er sie nicht allein wußte; doch das geschah zufolge dem Instinkt der Deli-

katesse; er wollte ihr und sich selbst eine Verwirrung ersparen. Hingegen, seit das Haus der Gräfin ihm täglich offen stand, fand er sich auch fast täglich ein, und zwar immer in d e n Stunden, wo er Ottilien zu finden vermuthen durfte. Er spielte nicht, Ottilie auch nicht. Sobald die Anwesenden ihre Seelen mit den Karten mischten, trug er die seinige in ein Fenster, oder vor den Kamin zu der Jugendfreundinn: und obgleich kein Wörtchen von Liebe ihm entschlüpfte, so malte sich doch ein besonderes Wohlgefallen in seinen Blicken; ja Einmahl — als die rothe Flamme des Kamins gerade sehr lebhaft von Ottiliens Gesicht wiederstrahlte und es verschönerte — schienen seine Augen sogar in Zärtlichkeit zu schwimmen.

Alles das bemerkte die Gräfin an ihrem Kartentisch sehr wohl, denn sie verstand die Kunst vollkommen, zu spielen, ohne an das Spiel zu denken. Bisweilen pflegte sie, wenn die Gäste sich empfohlen hatten, ein kleines Examen mit Ottilien anzustellen, wodurch sie jedoch um nichts belehrter wurde; denn die Bescheidene besaß eine verstockte Hoffnungslosigkeit, und blieb dabey, Philibert unterhalte sie zwar angenehm, auch nicht von gleichgültigen Dingen, aber das Herz mische er nie darein. Von zärtlichen Blicken und dergleichen wollte sie vollends nichts bemerkt haben.

Die

Die Gräfin ließ sich aber auch nicht irre machen. Sie meinte, der Zeitpunkt sey gekommen, wo Achtung und Dankbarkeit, selbst mit Ottiliens körperlichen Reizen verbunden, (denn nur ihr Gesicht war nicht schön) ihn leicht bewegen würden, sich in das sanfte Joch zu schmiegen, wenn nur noch ein kleiner Anstoß von außen hinzukäme. Diesen sollte der Minister geben; und sie selbst bildete sich ein, ihrem Worte getreu zu bleiben, wenn sie nur nicht unmittelbar in die Sache sich mischte. Ein dem Vater gegebener Wink, meinte sie — nur ein leiser Wink — könne nicht für Verrath an der Freundin gelten. In dieser Absicht gab sie dem Minister zu verstehen — ohne seines Sohnes nur im mindesten zu erwähnen — daß sie Fräulein Schilff außerordentlich liebe, daß sie deren Verdienste um das Fürstenkind, welches nun bald der weiblichen Erziehung entrückt werden sollte, glänzend zu belohnen wünsche, und daß sie einen wackern Mann für ihre Freundin suche, den sie sodann mit ihrem ganzen Kredit unterstützen, von Stufe zu Stufe erheben wolle. Mehr sagte sie dem grauen Hofmann nicht, allein es war genug.

Dreyzehntes Kapitel.

Er ließ eines Abends Philibert in sein Kabinet rufen, und redete ihn feyerlich also an:

„Mein Sohn, die Schranken der Ehre stehen vor dir geöffnet, Dank sey es den Verhältnissen, die, Troß deiner wenigen Anstelligkeit, zu deinem Vortheil wirken. Es ist Zeit, daß du sie betretest, und mit Riesenschritten darauf fortwandelst. Du bist freylich schon Kammerherr, ein Ziel, bey dem gemeine Höflinge gern stehen bleiben; allein du hast Kopf und bist mein Sohn. Du mußt dich zu den höchsten Staatswürden emporschwingen, damit ich einst vielleicht, im höhern Alter, das Ruder in deine Hände legen könne."

„Mein Vater" antwortete Philibert, seit ich, unter Ihrer Leitung, mich den Geschäften widme, fühle ich, wie unendlich viel mir noch mangelt, um einen solchen Posten würdig zu behaupten."

Der Minister. Vor allen Dingen, mein Sohn, mangelt dir Weltkenntniß, und wirst du diese nicht erwerben, so wird noch macher Dumm-

kopf an dir vorbeyklettern, Trotz deinem überlegenen Geiste.

Philibert. Immerhin, ob ich gleich bekenne, daß ich diese Prophezeihung ein wenig paradox finde. Ist nicht der Geist überall und zu allen Dingen nütze?

Der Minister. O ja, wenn nur der geistreiche Mann nicht gewöhnlich so vielen Widerwillen empfände, sich in den Lauf der Welt zu schmiegen. Er weiß den Weg recht gut zu finden, allein er geht nicht lange darauf, und was er in einem Augenblicke gut macht, das verdirbt er im andern wieder; gleich dem klugen Aristipp, der dem Tyrannen Dionys die Füße küßte, um eine Gnade von ihm zu erlangen, dann aber thörichterweise zu den Umstehenden sagte: Dionys hat die Ohren an den Füßen. So verlieren die meisten guten Köpfe die Früchte ihrer wohlberechnetesten Schritte, oft nur, weil sie ein Bonmot nicht verschlucken können; weil sie den kleinen Genuß der Eitelkeit höhern Zwecken nicht zu opfern wissen.

Philibert. Das ist nicht mein Fall.

Der Minister. Ich weiß es, du bist, Gott sey Dank! nicht witzig, aber du bist ein Wahrheitskrämer, und das ist fast noch schlimmer. Betrachte mich als einen alten Schiffer, der alle

Klippen kennt, und dir von fern die ausgelegten Tonnen zeigt.

Der geistreiche Mann gewöhnt sich schwer daran, Unwürdige sich vorgezogen zu sehen; seine Verdienste zu verbergen, um keine Eifersucht zu wecken. Er duldet nicht gern, daß ein Chef da ärntet, wo der Untergebene säete, und daß Jener für fremdes Talent oder fremden Fleiß Belohnung und Ehre sich zueignet. Er kann sich nie darein finden, dem Glücke gleiche Ehre, wie dem Verdienste, zu zollen. — Wer hoch steigen will, muß Zudringlichkeit und Beharrlichkeit mit ein wenig Frechheit verbinden. Ohne diese Eigenschaften sind Weisheit und Tugend nur eitle Zierathen seines Geistes.

Das hat dein alter Wolff dir freylich nicht gelehrt. Der hat dir wohl oft eingeprägt, je vollkommner du den Geist auszubilden suchtest, je leichter würde es dir werden, dein Glück zu machen? — Er hätte dich lehren sollen, daß die liebenswürdigsten Eigenschaften öfter schaden, als nützen; daß sie höchstens eine kalte Achtung erzwingen; daß sie nie beytragen, um einen Mann zu erheben; und daß, wenn auch ein Solcher bisweilen sich emporschwingt, er es gewöhnlich ganz andern, geringern Talenten verdankt, seine eigentlichen Verdienste hingegen nur den Vorwand dazu leihen.

„Ich dächte doch," sagte Philibert, daß dem ausgezeichneten Manne auch noch andere Wege zum Glücke offen stünden, auf welchen er jede Erniedrigung vermeiden könnte."

„Du irrest," fuhr der Minister fort: „ein solcher Mensch ist gleichsam ein Feind Aller, und Alle finden ihren Vortheil darin, ihm zu schaden. Er tyranisirt die Geister durch den unleidlichen Zwang, ihn hochachten zu müssen. Er ist Schuld daran, daß man Andere übersieht, die ihm nachstehen. Er allein verzehrt gleichsam eine große Anzahl günstiger Urtheile, an der zwanzig Andere sich würden gesättigt haben. Diese Zwanzig müssen ihn folglich hassen."

„Dieß Gefühl ist ganzen Völkern, wie einzelnen Menschen eigen. Du weißt, gegen welche Gattung von Männern der Ostracismus zu Athen eingeführt wurde? Du kennst die Antwort des Bauern, der seine Stimme zu des Aristides Verbannung bloß deßhalb gab, weil es ihn ärgerte, den Mann stäts den Gerechten nennen zu hören? — So verjagten die Epheser einst den Tugendhaftesten ihrer Mitbürger, ohne andern Grund, als den: „wir wollen nicht, daß irgend Jemand unter uns den Andern übertreffe, und giebt es hier einen Solchen, so möge er gehen, wohin es ihm beliebt, um an andern Orten der Vollkommenste zu seyn."

„So verdammten die Ephoren den Agesilas zu einer Geldbuße, weil er allein die Herzen aller Athenienser gefesselt hatte, und der Ueberwinder Hannibals verbannte sich selbst aus Rom, damit in seiner Abwesenheit auch geringere Talente Raum finden möchten, hervorzutreten.“

„Wenn nun schon in Republiken große Verdienste solche Gefahr brachten, meinest du, es werde an Höfen anders seyn? — O da werden sie noch seltner hervorgezogen, denn die Machthaber besitzen selten so viel eigenes Verdienst, um es an Andern nicht fürchten zu müssen. Wer dem ausgezeichneten Manne volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, ihn gern Andern vorstellt, gern zu dessen Erhebung beyträgt; der ist gewiß selbst ein ausgezeichneter Mann und folglich kein Hösling. Alexander der Große besaß diese Tugend nicht, so wie sie überhaupt keinem Eroberer eigen ist. Deswegen sagte Parmenio, der ihn am besten kannte, zu seinem Sohne: Mein Kind, mache dich klein.“

„Wie soll denn nun der Mann von Verdienst bey Hofe sich bemerkbar machen? — Wohlwollen und Achtung des Fürsten findet er bereits vertheilt. Er sey so liebenswürdig er wolle, der Fürst weiß es nicht, erfährt es nicht. — Ja, wenn er dem Fremdling seine Aufmerksamkeit schenkte, so würde er ihn vielleicht durchschauen;

aber warum sollte er sich die Mühe geben? — Um etwas zu suchen, muß man dieses Etwas eben brauchen. Ein Fürst braucht aber nichts. Lange zuvor, ehe Jener erschien, hatte er Minister und Günstlinge, die sein Herz füllten, mit deren Augen er sah, durch deren Ohren er hörte. Was nicht durch diese und von diesen kommt, reizt ihn nicht. Nur mit diesen geht er vertraulich um, und hat keine Ahnung davon, daß es auch wohl noch bessere Menschen geben könne. Er ist eben so zu entschuldigen, wie jene treue Ehegattin, die da steif und fest glaubte, alle Männer hätten einen übel riechenden Athem, weil ihr Mann damit behaftet war. — Außerdem — ich rede freymüthig mit dir, mein Sohn — fürchten Minister und Günstlinge stets ihr kostbarstes Gut, die Hofgunst zu verlieren; sind immer wachsam; wissen am besten zu beurtheilen, welchen Eindruck dieser oder jener Neuauftretende auf den Fürsten machen wird, und können leicht dessen Fehler herausheben, dessen Verdiensten hingegen die Gelegenheit versperren, sich zu zeigen. Unverabredet wird jeder gemeine Höfling dazu mitwirken. Laß nur Einen eine Lächerlichkeit von einem solchen Manne erzählen, die vielleicht ganz falsch ist, oder doch so gedreht wird, daß der besser Unterrichtete sie kaum wieder erkennt; gleich werden Andere einstimmen, und der Erzähler selbst wird erst ..

nen, daß ein Dritter, der noch weniger davon weiß, als Er, die Sache noch unverschämter ausschmückt. Nur ein paar solche Liebesdienste, ja nur Einer, und der Fürst ist auf immer g e g e n den Verleumdeten gestimmt."

„Ich danke Ihnen, mein Vater," sagte Philibert, „daß Sie mir die häßliche Seite des Hofes so grell beleuchtet haben. Dem Fürsten und dem Vaterlande nützlich zu werden, wäre wohl auch für mich ein reizender Gedanke; allein mein ganzes Leben damit hinzubringen, einen Menschen anzusehen, um zu errathen, was er denkt, oder die Gelegenheit abzulauern, um von ihm gesehen zu werden, der Preis ist mir zu hoch für eine glänzende Sklaverey. Ich habe keine ausgezeichneten Verdienste, aber hätte ich deren, so würde ich verlangen, daß ihnen ihr Recht widerfahre; ich würde hastig vorwärts schreiten, die kriechende Mittelmäßigkeit überall zwischen meinen Füßen finden, über sie stolpern und fallen. Darum wäre mir besser, mich ganz vom Hofe zu entfernen."

„Allerdings," entgegnete der Minister, wenn nicht die glücklichsten Verhältnisse zusammenträten, um, trotz deiner Ungelehrigkeit, fast ohne dein Zuthun, dich zu erheben. Ich habe einen Plan für dich entworfen. Keine Art, am Hofe emporzuklimmen, ist schneller und sicherer, als eine Hei-

rath. Minister und Generale werden oft, von schönen oder häßlichen Damen, in das Kabinet geführt oder an die Spitze der Armeen gestellt. Es giebt keinen Hof, an dem nicht Weiber herrschen, wenn auch unmerklich für die Meisten. Wie es an dem unsrigen steht, ist dir bekannt. Die Gräfin Sternheim will dir wohl; sie liebt das Fräulein Schilff, und Fräulein Schilff ist deine Jugendfreundin. Sie wünscht, der bisherigen Erzieherin des fürstlichen Kindes ein Sort zu machen. Ich vermuthe fast, sie habe ihr Auge deshalb auf dich geworfen; und wäre das auch nicht, so würdest du wohl thun, sie zu gewinnen, denn der Gemahl der Fräulein Schilff ist zu großen Dingen bestimmt. Das sage ich dir im Vertrauen. Man wird alle gewöhnlichen Formen überhüpfen, alle Nebenwege verachten dürfen. Folglich wäre das gerade eine treffliche und einzige Gelegenheit für einen solchen Schwärmer, wie du bist. Du brauchst dich in nichts zu fügen, als in das Band der Ehe, mit einem Mädchen, das den besten Ruf besitzt, dem es freylich an der nöthigen Zuversicht bey Hofe mangelt, das aber, von der Gräfin gehalten und vorwärts geschoben, dieses Talent entbehren kann. Kurz, mein Sohn, das Glück steht neben dir, aber es steht auf den Zehen, und seine Kugel rollt. Fasse

es schnell beym Schopf, ich will es dir halten helfen."

Vierzehntes Kapitel.

Philibert war überrascht. Er empfand keinen Widerwillen gegen den Antrag, vielmehr ein geheimes Vergnügen. Nur der Grund, warum er Ottilien heirathen sollte, war ihm in seiner innersten Seele zuwider. Hätte sein Vater ihn besser gekannt, er würde nichts weiter zu ihm gesagt haben, als: Mein Sohn, Fräulein Schilff ist ein treffliches Mädchen, das durch Geist und Herz und Liebe dich beglücken wird. Dann hätte vielleicht das Flämmchen des Wohlwollens um sich gegriffen, und endlich das Herz in Brand gesteckt: aber seiner Frau die Hofgunst zu verdanken, durch seine Frau ein geehrter Mann zu werden; das konnte Wolffs Zögling nie wollen, und fast hätte bloß dieser Gedanke ihn weiter als jemals von Ottilien entfernt.

Zum Glück war doch sein Herz ein wenig mit im Spiele, ohne daß er selbst es wußte, und gab seiner

Vernunft einen Wink, das Wort zu nehmen. „Was kann Ottilie dafür,“ so ließ diese sich vernehmen, „daß die Gräfin oder dein Vater durch solche Gründe dich blenden wollen? Haben sie beyde dich verkannt, warum willst du Ottilien verkennen? Sie trachtet gewiß nicht nach einem sogenannten Sort, und möchte es noch weniger ihrem künftigen Gatten zum Brautschatz bringen, den sie weder achten noch lieben könnte, wenn die Pforten ihm nur geöffnet würden, weil er ihre Schleppe trüge. Sie ist gleich dir, geboren für ein stilles, häusliches Glück, und hast du sonst nichts gegen sie einzuwenden, so lächle über die weitaussehenden Pläne deines Vaters, schweige vor der Hand dazu, nimm Ottilien zum Weibe, und erkläre dann, von ihr unterstützt, du fühlest deine Schultern zu schwach, um hohe Staatswürden zu tragen, ziehe mit ihr aufs Land, und vergiß in ihren Armen alle Täuschungen deiner Jugend.“

Diese stillen Betrachtungen, welche, wie gesagt, der Vernunft eigentlich vom Herzen zugeflüstert wurden, gewannen die Oberhand. Er versprach dem Minister, die Sache ernstlich zu überlegen, der ihn hinwiederum versicherte, daß hier nichts mehr zu überlegen sey, und mit der feyerlichen Erklärung ihn entließ: er werde ihn auf seine Güter verbannen, um Thautropfen zu

besingen und die Abendröthe zu bewundern, wenn er jenes Glück verschmähe.

Eine schlaflose, aber nicht langweilige Nacht folgte auf diese Unterredung. Philibert hatte noch Manches mit seinem Herzen abzuthun. Die schöne Blandine lauerte noch in einem Winkel desselben, oft sehr zur Unzeit hervorschielend. Allein er schämte sich seiner Schwäche, und als es Morgen wurde, stand er mit dem festen Vorsatz auf, noch an diesem Tage um Ottilien zu werben.

Er ließ sein Pferd satteln und ritt vor das Thor, eigentlich weil er nicht wußte, was er mit seiner Zeit anfangen sollte, bis der Wohlstand ihm erlauben würde, bey Fräulein Schilff sich melden zu lassen. In angenehme Träume versunken, mit dem lockern Zügel auf des Pferdes Nacken spielend, ließ er sein Roß auf der Landstraße gemächlich dahin schreiten, und bemerkte kaum einen Reisewagen, der ihm begegnete. Aber plötzlich weckte ihn ein lautes Geschrey, welches aus diesem Wagen erscholl und dem Postillion zu halten befahl. Zwey Stimmen hatte er vernommen, eine weibliche und eine männliche; jene hatte bloß gekreischt, diese auch seinen Nahmen genannt. Er hielt still und blickte neugierig zurück, denn der Wagen war schon vorüber. Da sah er einen dicken, grünen Herrn heraussteigen, der,

nachdem er sich von einigen Halstüchern und Schlafmützen losgewickelt hatte, von Philibert sogleich für den Herrn von Schilff erkannt wurde.

Es fuhr ihm durch Mark und Bein, er sprang vom Pferde, der alte Waidmann wackelte auf ihn zu, und drückte ihn ganz unterthänig in seine Arme. Philibert konnte nicht sprechen, er blickte nur ängstlich nach dem Wagen.

„Ja sehen Sie," sagte Schilff, „da bin ich auch. Hätte wohl nie geglaubt, noch so ein Treibjagen nach der Residenz vornehmen zu müssen, noch obendrein im Herbst, nachdem die Jagd schon aufgegangen ist. Aber was thut man nicht aus väterlicher Zärtlichkeit! Da müssen Hunde und Alles nachstehen."

„Vermuthlich," stammelte Philibert, wollen Sie nebst Ihrer Frau Gemahlin Ihre Fräulein Tochter besuchen?"

„Ja, ja," versetzte Schilff, „nebenher auch das. Aber meine Frau hab' ich nicht bey mir, die liegt zu Hause im Lager."

„Aber mich dünkt, ich hörte doch eine weibliche Stimme?"

„Nu freylich, sie hat ja laut genug gekreischt. Das ist meine arme Blandine — (Philibert fuhr zusammen) — die wird den Kukuk wohl nicht mehr rufen hören."

„Ist die Frau Majorin krank?"

„Was Frau Majorin! Davon passirt nichts. Den Herrn Major haben wir längst zum Teufel gejagt. Wer wird denn sein Kind unglücklich machen? Lieber meine ganze Jagd abschaffen. Treten Sie nur her an den Wagen. Das arme Mädchen! Sie werden sie kaum erkennen, sie sieht aus wie ein Dompfaff, der sich maußert. Nun bey Ihrem Anblicke wird sie doch einmahl wieder pfeifen."

Mit diesen Worten zog er den bebenden, fast bewußtlosen Jüngling nach sich. Blandine lag ohnmächtig im Wagen. Sie hatte die mahlerischste Stellung gewählt und richtig berechnet, theils das sie so am sichersten rühren, theils daß eine Ohnmacht ihr die Verlegenheit bey der ersten Zusammenkunft ersparen würde. Philibert starrte sie an. „Da haben wirs!" schrie der Vater, „da liegt sie wie ein geschossenes Huhn."

Er bewegte sich nach dem nächsten Graben, um mit seiner Reisemütze Wasser zu schöpfen und es ihr ins Gesicht zu spritzen; als er sich aber bückte, verlohr er das Gleichgewicht, und fiel in den Graben, ohne daß Jemand es bemerkte; denn Philibert — in dem die entzückende Vorstellung: Blandine ist nicht vermählt! die schlummernde Liebe plötzlich wieder weckte, war in den Wagen gesprungen, hatte ihre Hand ergriffen, seinen Arm um sie gewunden, mit dem

zärtlichsten Ton ihren Nahmen genannt, und sie hatte für gut befunden, zu erwachen.

Schüchtern schlug sie die schönen blauen Augen zu ihm auf; und sie füllten sich sogleich mit Thränen. „Philibert!“ schluchzte sie, „ist es möglich!“ — und mit diesem Ausruf schlossen sich fürs Erste die schönen blauen Augen wieder. Sie ließ das Haupt an seine Brust sinken und athmete schwer. Der Vater hatte sich indessen wieder aufgerast. „Sehen Sie, wie ich aussehe;“ brummte er, wie ein Hirsch, der durch den Morast forcirt worden ist.“

Philibert deutete mit dem Finger auf ein nahes Wirthshaus, der Postillion verstand ihn und fuhr zu. Herr von Schilff blieb verwundert auf der Landstraße stehen, denn Niemand hatte daran gedacht, ihn mitzunehmen. Er wollte sich auf Philiberts Gaul setzen, aber der Reitknecht litt es nicht, um den schönen Sattel nicht beschmutzen zu lassen. Er mußte sich entschließen, die tausend Schritte zu Fuß zu wandern; wer ihm begegnete, gaffte ihn an und lachte.

Indessen hatte Philibert die schöne Ohnmächtige bereits aus dem Wagen gehoben und auf ein Ruhebette getragen. Hier erholte sie sich nach und nach, und als der Vater hereinkeuchte, fand er die Tochter mit ihrem alten Liebhaber in einem stummen, aber sehr interessanten Gespräch,

denn Augen und Hände ruheten in einander. Die Augen fragten und antworteten, und was etwa noch räthselhaft blieb, das erklärte ein sanfter Händedruck. Philibert wußte indessen noch so wenig, als der Leser, wie Alles zusammenhing; er glaubte es aber zu wissen, und ihm schien die Erklärung überflüßig, die der unberauschte Leser mit Recht erwartet.

Fünfzehntes Kapitel.

Nicht bloß Philiberts unerwartete Erscheinung war es, die kurz vor der anberaumten Hochzeit Blandinen erschreckte; ihr stand noch eine härtere Prüfung bevor. Die Betrügerin wurde betrogen. Das junge betrübte Weib mit einem Kinde an der Brust, dem Philibert einigemal begegnete, war eine sittsame, von dem Major in seiner Garnison verführte Bürgerstochter, von guter Herkunft, guter Erziehung, um die er geworben, mit der er bereits eine feyerliche Verlobung vollzogen hatte. In dieser Lage, wo sie gleichsam schon als seine Gattin sich betrachtete, wurde sie

ein Opfer ihres Vertrauens und von ihm verlassen. Verzweifelnd sah sie dem Augenblicke entgegen, der ihre Schande offenbaren würde, und hatte keine andere Hoffnung, als ihn nicht zu überleben. Nun wimmerte aber das Kind an ihrem Busen, nun regte sich das Mutterherz, nun wurde ihr das Leben wieder lieb. Sie erfuhr durch ein Ungefähr, daß der Treulose mit einem andern Mädchen sich zu verbinden im Begriff stehe. Sie glaubte, wenn er nur das Kind sähe, so würde die erloschene Zärtlichkeit für die Mutter sich wieder entzünden, wenigstens das Vaterherz erwachen. Der Weg zu ihm war weit, sie arm und allein, aber nichts schreckte sie ab. Mit ihrem Säugling an der Brust bestieg sie den Postwagen, und als sie auch den nicht mehr bezahlen konnte, ging sie zu Fuße, und erreichte unter heftigen Herzklopfen das Haus, in welches, wenige Minuten zuvor, Blandine mit ihrem Bräutigam in grosser Verwirrung sich geflüchtet hatte.

Zitternd klopfte sie an; mit zitternder Stimme begehrte sie vorgelassen zu werden. Die ganze Familie saß beym Theetisch. Der Major erblaßte, als sie hereintrat — sie schluchzte und konnte nicht reden — sie hielt ihm das Kind hin — er taumelte vom Stuhle und stürzte hinaus.

Die Fremde mußte erzählen. Frau von Schilff war höchst indignirt, wie sie es nannte; Herr von Schilff sagte: „Ey alle Teufel!" und Blandine schwamm in Thränen. Das Bitterste für Mutter und Tochter schien, daß alle Hochzeitsgäste schon geladen waren, und man ihnen zum Gespötte dienen würde. Hätte die Fremde nicht ihren Verlobungsschein und die unzweydeutigsten Briefe von dem Bräutigam aufzeigen können, man würde sie fortgejagt und über die ganze Garnisonsgeschichte sich hinweggesetzt haben. Man versuchte sogar, ihre Ansprüche ihr abzuhandeln; als aber die hungernde Mutter den Antrag stolz verwarf, da sandte Frau von Schilff den Herrn Gemahl hinaus, um den Major zu suchen, und ihn zu bitten, sich auf der Stelle aus einem Hause zu entfernen, in welchem er eine so unwürdige Rolle gespielt habe. Dem Herrn von Schilff kam dieser Antrag sehr ungelegen, denn der Major war ein guter Schütze und täglich mit ihm auf die Jagd gegangen.

„Ey, ey, Herr Sohn," sagte er, als er ihn im Garten in heftiger Bewegung fand: „Sie haben einen verdammten Pudel geschossen. Meine Frau meint, es wäre aus zwischen uns. Da hatten wir nun auf Uebermorgen die schöne Hetzjagd verabredet, daraus soll nichts werden, meint

meine Frau; denn kurz und gut, nehmen Sie mirs nicht übel —"

„Ich verstehe Sie schon," erwiederte der Major, der, troz seines rohen Leichtsinns, durch den Anblick der blassen Mutter und des blühenden Kindes tief erschüttert worden war: „Ich verlasse Ihr Haus, werde meine Pflicht erfüllen, und habe vielleicht nicht minder Grund, als Ihre Fräulein Tochter, mir zu der aufgelösten Verbindung Glück zu wünschen; denn was ich vor einer Stunde gesehen —"

Er hielt inne, und Herr von Schilff fragte auch nicht weiter, sondern dachte an die verlorne Hezjagd und an des Majors trefflichen Windhund, der nun auch sein Haus verlassen mußte. Zu seiner grossen Freude schenkte ihm der Major den Windhund, nahm seine Verlobte unter den Arm, begab sich auf der Stelle mit ihr zum Pfarrer, ließ sich trauen und reiste ab. — Dieser rasche und rechtliche Entschluß empörte Frau von Schilff noch heftiger. Sie hatte sich ein artiges Schauspiel ausgesonnen, mit dem sie die Hochzeitsgäste zu unterhalten gedachte. Sie wollte die Fremde großmüthig beschützen, sie wenigstens in Gegenwart der Gäste mütterlich behandeln, mit Wärme ihre Rechte vertreten. So hoffte sie der Schadenfreude einen Streich zu spielen, und sich wohl gar Bewunderung zu erwerben. Den schönen

sollte, auf irgend eine Weise, dem alten Liebhaber sich zu nähern suchen, vielleicht gelänge es ihr, von ihrer Unschuld ihn zu überreden. Wie sie das anstellen wolle, das überließ die Mutter ihrer eigenen Schlauheit, sie vertröstend, daß es einem schönen Mädchen wenig Mühe koste, zu überreden, was und wozu es wolle. Sollte jedoch wieder Vermuthen dieser Plan mißlingen, so flogen die Wünsche der elenden Thörin noch höher. Blandine sollte sich dem Fürsten in den Weg stellen. Seine Durchlaucht waren im ganzen Lande für einen Schönheitskenner bekannt, und es ließ sich hoffen, was freylich eine Mutter nie hoffen sollte.

Dem Fürsten vorgestellt zu werden, dazu mußte ja wohl Ottilie die Hand bieten. Und weil Frau von Schilff fühlte, daß ihre Gegenwart weder bey Philibert, noch bey der Stieftochter einen erwünschten Eindruck machen würde, so beschloß sie großmüthig, für ihre Person dem Vergnügen der Reise zu entsagen. Hingegen wurde der Vater, an den Ottilie noch oft die kindlichsten Briefe schrieb, in mancher Abendsitzung umständlich unterrichtet, wie er sich zu verhalten habe, und er, nachdem man seine Rolle ihn unzähligemahl wiederholen lassen, der schönen Kleinen zum Begleiter mitgegeben.

Der Zufall begünstigte gleich anfangs den wohlersonnenen Plan. Blandine hatte noch nicht das Thor der Residenz erreicht, als sie schon wieder an Philiberts glühendem Herzen lag, und deutlich sah, wie heiß er selber wünschte, sie unschuldig zu finden. Ihn zu überreden, daß sie wieder ihren Willen zu einer Verbindung mit dem Major gezwungen worden sey, war nicht schwer; die Mutter hatte ihr uneingeschränkte Vollmacht ertheilt, alle Schuld auf sie zu wälzen; doch weit schwerer, das belauschte Götterschauspiel im Tempel der Erinnerung wegzuleugnen.

Zwar fehlte es ihr nicht an Unverschämtheit, um, gleich jener von ihrem Manne ertappten Frau, zu Philibert sagen zu können. „Du liebst mich nicht, du glaubst deinen Augen mehr, als mir;“ allein da sie noch befürchten mußte, keinen so gutmüthigen Gläubigen zu finden, als Jene fand, so hielt sie für besser, die Begebenheit selbst nicht anzufechten, sondern ihr bloß eine andere Deutung zu geben. In den Armen eines Officiers hatte Philibert sie erblickt — richtig — der Schein war wieder sie, aber nur der Schein; so versicherte sie mit einem klaren Blicke in das forschende Auge des Geliebten.

Sie hatte — also lautete ihre Erzählung — den Bitten und Drohungen der Mutter nicht länger widerstehen können; sie hatte ihr Jawort

geben müssen, und in erfüllter Kindespflicht Beruhigung zu finden gehofft. Allein je näher der fürchterliche Tag rückte, an dem sie, durch Ein verhaßtes Wort, auf ewig von dem Geliebten ihrer Seele sich trennen sollte, je tiefer fühlte sie, daß es ihr unmöglich sey, ihr Herz vom ihm loszureißen; daß sie sich selbst und den ehrlichen Major unglücklich machen würde. Dieses Gefühl wagte sie der Mutter zu erklären, und wurde als eine Romanenheldin zurückgewiesen. Sie wendete sich an ihren Vater, der aber nur die Achseln zucken durfte. Welche Hoffnung der Rettung blieb ihr übrig? Keine andere, als dem Bräutigam selbst ohne alle Zurückhaltung sich zu entdecken, und von seiner Großmuth Schonung zu erflehen. Um dieß beherzt ungestört zu thun, führte sie ihn unvermerkt in den Tempel der Erinnerung, warf sich dort zu seinen Füßen, schilderte unter tausend Thränen die Lage ihres Herzens, forderte von seinem Edelmuth ihre Befreyung, und daß er, um der Mutter Zorn von ihr abzuwenden, selbst, unter irgend einem Vorwande, der Verbindung mit ihr entsagen sollte. — Der Major, ein rauher, aber edler Mann, liebte sie wahrhaft; er wurde durch ihren Schmerz tief bewegt, hob sie auf, versprach Alles. Von dankbarem Entzücken überwältigt, sank sie in seine

Arme, und — in diesem Augenblick öffnete Philibert die Thür.

„Aber hörte ich nicht die Worte: mein Geliebter?"

„Sie galten dir! Ist wieder mein! setzte ich mit einer von Freude erstickten Stimme hinzu. Das vernahmst du nicht."

„Aber dein Schrecken, als du mich gewahr wurdest?"

„Schrecken? — nein, freudige Ueberraschung, welche mir die Sprache raubte."

„Aber dein ängstliches Hinwegeilen am Arme des Fremden?"

„Geschah aus Furcht. So eben hatte der Major mir Alles zugesagt, doch dabey erklärt, ich möge verhüten, daß er nicht mit dir zusammenträfe, er würde nicht Herr über sich bleiben, und seine Großmuth könnte ihn gereuen. Darum zog ich ihn schnell mit mir fort, vermied deinen Blick und sprach kein Wort zu dir. Darum suchte ich in dem Irrthum ihn zu bestärken, du seyst ein Wahnsinniger. Dennoch errieth er bald, wer du seyst. Ich hatte Mühe, den kränkenden Verdacht bey ihm auszulöschen, als habe ich um deine nahe Gegenwart gewußt. Es kostete mich noch manche Thräne, manche Bitte, um den Aufsprudelnden zu besänftigen, und bey dem gegebenen Wort ihn fest zu halten. Die nächsten

Stunden gehörten nicht mir, sie gehörten Dir, den ich in meiner Nähe wußte, und bald ganz den Meinigen zu nennen hoffte. Alles ging nach Wunsch. Meine Mutter zürnte aber nicht auf mich. Der Major entfernte sich schnell, und nun eilte ich, frey athmend, hinab in das Wäldchen, in den Tempel, auf die Strassen, suchte dich, rief dich, suchte und rief dich bis zum späten Abend."

„Trauernd mußte ich endlich heimkehren, zagend begann ich am andern Morgen meine Nachforschungen von Neuem. Hoffnungslos kam ich nach Hause, und mit jedem Tage wurde es mir gewisser, du seyst für mich verloren. Als ich vollends erfuhr, du habest kürzlich eine Nacht in Culmbach zugebracht und mich nicht zu sehen begehrt, ach! da rief ich voll Verzweiflung: er liebt mich nicht mehr! da ergriff mich eine tiefe Schwermuth, die meine Gesundheit zerrüttete. Oft wollte ich dir schreiben, aber ich durfte nicht. Gern hätte ich es heimlich gethan, allein ich wußte nicht, wohin. So wurde es täglich schlimmer mit mir. Ich fühlte es wohl und freute mich darüber. Gesegnet sey die Angst meiner Mutter, die mich endlich zwang, bey einem berühmten Arzt in der Residenz Hülfe zu suchen. Nun bedarf ich keines Arztes mehr. Ich habe dich wieder, du liebst mich noch — die Seele wird den Körper heilen."

Sechszehntes Kapitel.

Es ist bewunderuswürdig, welche Glaubens-kraft auch der entschiedenste Zweifler besitzt, wenn eine geliebte Person zu ihm redet; wie da die dunkelsten Farben sich erhellen, und die schärfsten Umrisse von wohlbekannten Dingen sich in Nebel verlieren. Die eigenen Augen hält man lieber für Verläumder, die eigenen Ohren für Betrüger, ehe man dem Erwünschten seinen Glauben versagt. Das ist das Werk der immer geschäftigen Eitelkeit, die nie geirrt haben will, und den Werth des eigenen Herzens immer so hoch anschlägt, daß jeder Betrug des Geliebten schon darinnen als unglaublich erscheint. Bey Philibert hatte diese Eitelkeit noch einen Bundesgenossen, seine Schwärmerey. Es gab also doch eine Jugendliebe, die allen Stürmen widerstand, durch kein Verhältniß geschwächt wurde. Um diese schöne Zuversicht zu retten, würde er Blandinen jedes Feenmährchen geglaubt haben. Kein Zweifel stieg in seiner Brust auf. Die süsseste Versöhnung folgte auf die zärtliche Rechtfertigung, und trunken

von den schönsten Hoffnungen fuhren beyde nach der Stadt.

Jeder Gedanke an Ottilien verschwand. Nur als seine Freundin, als Blandinens Schwester war sie ihm noch werth. Allein er faßte auch insgeheim eine Art von Groll gegen sie, denn Blandine ließ ihm nicht undeutlich merken, ihre Stiefschwester habe um alles gewußt; und doch hatte sie ihm nie mit einer Sylbe verrathen, daß Blandine noch unvermählt und ihm treu geblieben sey. Warum schwieg sie? Geschah es absichtlich? (und es ließ sich wohl nicht anders vermuthen) wie gehässig erschien dann eine Liebe, deren Befriedigung auf Täuschung des Geliebten berechnet war. — Dergleichen unzarte Gedanken wurden dem bestrickten Jüngling eingehaucht.

Ottilie empfing ihren Vater mit kindlicher Freude, ihre Stiefschwester mit freundlicher Sanftmuth. Sie ahndete sehr bald, was in Philiberts Herzen vorging; es betrübte sie, noch mehr um seinet- als um ihretwillen, denn sie wußte ja Blandinens Geschichte, und warum sie nun wieder das Netz nach ihm auswarf. Allein sie schwieg, und mußte wohl in ihrer Lage schweigen. Sie konnte ihn nicht warnen, und wie würde er eine Warnung aus ihrem Munde gedeutet haben?

Er hatte jetzt nichts angelegentlicheres zu thun, als seinen Vater um eine geheime Unter-

redung zu bitten. In dieser erklärte er, des Ministers Worte reiflich erwogen zu haben; doch könne er sich nicht verhehlen, daß die Natur ihm jedes Talent versagt habe, am Hofe ein sogenanntes Glück zu machen. Selbst wenn man, ohne seine Mitwirkung, ihn plötzlich auf die höchste Stufe stellen könnte, so fühle er, daß mitten in diesem Glanze, Zufriedenheit ihm mangeln werde. Nun bat er seinen Vater, das einzige Glück, für welches er sich geschaffen glaube, das häusliche Glück, ihm zu gönnen; ihm Eins seiner Güter, wenn auch das kleinste, abzutreten, damit er dort in Blandinens Armen der Liebe, der Natur und den Wissenschaften leben könne.

„Du bist ein unheilbarer Thor,“ sagte der Minister, kehrte ihm kalt den Rücken zu und verschloß sich in sein Kabinet. Philibert trug ihm seine Gründe, oder vielmehr seine Empfindungen, nochmals schriftlich vor, und wagte sogar bescheiden, ihn an dessen eigene erste Verbindung mit seiner Mutter zu erinnern, die auch die Liebe ihm zugeführt, und deren Besitz ihm vielleicht die glücklichsten Tage seines Lebens in ländlicher Abgeschiedenheit gewährt habe. Allein der arme Jüngling erfuhr die doppelte Kränkung einer bestimmt versagten Einwilligung, und einer hinzugefügten sehr trocknen Erklärung, daß die Verbindung mit Philiberts Mutter der albernste Streich

gewesen, den er in seinen Leben gemacht, und daß er eben darum für seine Pflicht halte, eine ähnliche Unbesonnenheit zu hindern.

Philiberts Leiden wurden durch Blandinens wohl angebrachte Seufzer fürwahr nicht gemildert. Er philosophirte bitter über die Grenzen der väterlichen Gewalt; er hielt sich überzeugt, daß der Minister sie überschreite, allein er konnte doch nicht über sich gewinnen, dessen Willen zu trotzen, und Blandine — ja Blandine selbst, bestärkte ihn in dieser kindlichen Gesinnung. Durch solche, dem Scheine nach edle Ergebung fesselte sie ihn nur noch mehr, denn den Grund derselben ahndete er nicht. Den reichen, angesehenen, nicht den armen, verstoßenen Sohn des Ministers wollte sie heirathen. Die kleine Hütte, von der er bisweilen schwatzte, und in der er durch seinen Fleiß sie ernähren wollte, behagte ihr keineswegs. Darum heuchelte sie jene fromme Ergebung, und prunkte mit dem Entschluß, lieber ihren heißesten Wünschen zu entsagen, als einen Sohn mit seinem Vater zu entzweyen.

Ottilie erfuhr Alles und sah den tiefen Schmerz des Geliebten. Sie wurde sogar durch den in Schmerz verlarvten Grimm der Stiefschwester getäuscht. Auch jammerten sie ihres schwachen Vaters Klagen über das Schicksal, welches ihn zu Hause erwarte. Mit dem Heldenmuth der Liebe

wandte sie sich an die Gräfin, und beschwor sie, ihren Einfluß auf den Minister geltend zu machen, um dessen Einwilligung zu erhalten. Die Gräfin schüttelte gerührt den Kopf.

„Du willst dir selbst jede Hoffnung rauben!“

„Ich hatte keine Hoffnungen, nur Wünsche, Wünsche für Philiberts Glück. Er glaubt es in den Armen meiner Schwester zu finden; Ihre Güte für mich gewährt mir ein Mittel, es zu befördern; und ich könnte nur einen Augenblick anstehen, dieses Mittel zu ergreifen? Welch ein nichtswürdiges Gefühl, aus Eigennutz und Eitelkeit zusammengesetzt wäre denn meine Liebe!“ — Sie wiederhohlte die rührendsten Bitten: sie beschwur die Gräfin, wenn sie irgend ein Verdienst um ihr Kind sich erworben, ihr diesen einzigen Lohn nicht zu versagen. — Umsonst! es war eine Lieblingsidee der Gräfin geworden, Ottilien mit Philibert zu verbinden. Des Widerstandes ungewohnt, nahm sie es dem letztern sehr übel, daß er andre Begriffe vom Glück seiner Zukunft hegte, und nicht mit Entzücken sich in ihre guten Absichten fügte.

So sind die Großen Alle! Wenn sie bisweilen sich die Mühe geben, Theil am Schicksal eines Menschen zu nehmen, so muß dieser Mensch auch nothwendig jede Veranstaltung zu seinem

Glücke, als die beste, dankbar erkennen, und zur bloßen Maschine werden, die sich regieren läßt. Wo nicht, so hat er die Gunst verscherzt.

Die Gräfin bewunderte Ottilien, aber sie fing an, den Jüngling ein wenig zu hassen, der jetzt nicht mehr allein für den Werth ihrer Freundin, sondern auch für den Werth ihrer eignen Protection blind war. Von diesem Hasse fiel ein Theil auf die Urheberin seiner Blindheit zurück. Sie konnte Blandinen nicht leiden, ehe sie sie noch gesehen hatte. Mit vieler Mühe erbat Ottilie die Erlaubniß, ihr die Stiefschwester vorzustellen. Es geschah endlich, und Blandinens Schönheit verminderte freylich die Abneigung der Gräfin nicht; ja in derselben Stunde verwandelte sich diese Abneigung in den herzlichsten Haß; denn der Fürst trat unvermuthet herein, stutzte beym Anblick der schönen Fremden, hatte eine ganze Stunde lang nur Augen für Blandinen, unterhielt sich mit ihr sehr freundlich, lud sie nach Hofe, und brachte durch sein ganzes Benehmen die Favorite fast außer aller Fassung; zumahl da Blandine ihr geheimes Entzücken über diesen Zufall nicht verbergen konnte, den Fürsten gar nicht mit der Schüchternheit eines Landmächens anhörte, sondern vielmehr aus ihren Blicken eine schlaue Koketterie hervorleuchtete.

Von

Von diesem Augenblick an beschloß die geängstete Gräfin — so groß ist die Macht der Verhältnisse — den Minister, es koste was es wolle, zu überreden, seine Einwilligung zu Philiberts Vermählung mit Blandinen nicht länger zu verweigern. Noch am selbigen Abend ließ sie ihn zu sich bitten; denn sie kannte den Fürsten, die gefährliche Fremde mußte schnell dessen Augen entrückt werden. Als der Minister, zu seinem nicht geringen Erstaunen, die unbegreifliche Hitze sah, mit welcher die Favorite der Sache sich annahm; als sie endlich gar den Preis ihrer Freundschaft auf seine Einwilligung setzte, so ergab er sich mit guter Art darein, und versprach, seinem Sohne Salmbach abzutreten, wo er dann in Gottes Nahmen ein Arcadien finden möchte.

Die arglose Ottilie, unbekannt mit der Quelle, aus welcher die Handlung der Gräfin floß, meinte, sie habe nur darum anfangs gezaudert und widerstrebt, weil sie am Gelingen gezweifelt, und die Freundin durch keine ungewisse Hoffnung hätte täuschen wollen. Sie rechnete ihr jetzt diese Delicatesse um so höher an, und dankte ihr um so inniger für die schöne Ueberraschung. Dann faßte sie den Muth, dem nun auf ewig für sie verlohrnen Geliebten sein Glück sebst anzukündigen. Philibert zerfloß in Dankbarkeit. Nur Blandinens Freunde schien ein wenig erzwungen,

(wenn gleich nicht in den Augen des trunkenen Bräutigams) denn ihre Zusammenkunft mit dem Fürsten hatte noch glänzendere Hoffnungen in ihr geweckt, und sie dachte nun mit einigem Widerwillen daran, als Erb-, Lehn- und Gerichtsfrau auf Salmbach keinen andern Hofstaat um sich zu sehen, als den, welchen die Frau Pastorin und die Frau Amtmannin bilden würden.

„Wer weiß, wie sich noch Alles fügt," sprach sie leise zu sich selbst: „meine Vorstellung bey Hofe muß entscheiden."

Aber diese Vorstellung wußte die schlaue Gräfin wohl zu hindern. Sie hatte den Fürsten sogleich davon benachrichtigt, daß Blandine Braut, und in ihren Bräutigam entsetzlich verliebt sey; daß die Vermählung in wenigen Tagen ganz im Stillen vollzogen werde, und das junge Paar wünsche, sogleich ohne weitere Hindernisse abreisen zu dürfen. Man sah es dem Fürsten wohl an, wie unangenehm diese Nachricht ihn überraschte; allein da er, seit der Verbannung des Kammerherrn, keinen Marinelli bey der Hand hatte, so blieb ihm nichts anders übrig, als Gleichgültigkeit zu erkünsteln. Die Gräfin war also sicher, das schöne, gefährliche Mädchen in kurzem entfernt zu wissen. Aber fast hätte der kluge Minister ihre Hoffnung vereitelt. Denn kaum hatte er seine schöne künftige Schwiegertochter g e s e h n,

kaum die warmen Lobsprüche gehört, welche der Fürst ihr ertheilte, als er sogleich errieth, warum die Gräfin so sehr auf Beschleunigung dieser Verbindung drang.

Lächelnd verweilte er bey der Aussicht, seine eigene Schwiegertochter zur Favorite zu erheben. Darum wurde er jezt auf einmahl ein zärtlicher Vater, bedauerte daß Philibert auf dem Lande sich begraben wolle, und suchte ihn zu überreden, seinen Entschluß zu ändern. Aber Philibert, der, gleich Ottilien, durch diesen Sumpf von Hofesintriguen unbefleckt ging, beharrte laut bey seiner Ueberzeugung: er passe nicht für den Hof, und vergebens wandte selbst Blandine eine Menge kleiner Künste an, um ihm unvermerkt andere Gedanken einzuhauchen. Als sie endlich sah, er hänge zu fest an seinem Ideal von Glückseligkeit, und als die Hoffnung, sich dem Fürsten zu nähern, mit jedem Tage geringer wurde, ergab sie sich in ihr Schicksal, und trat bräutlich geschmückt vor den Altar.

Siebenzehntes Kapitel.

Auch Ottilie hatte der Vermählungsfeyer beywohnen, ihr edles Werk durch dieses letzte Opfer krönen wollen; allein die Gräfin, den harten Kampf gewahrend, den sie mit ihrem Herzen bestand, hinderte sie daran durch freundschaftliche Gewalt, indem sie ihr, die bereits hochzeitlich gekleidet in den Wagen steigen wollte, plötzlich einen Befehl des Fürsten sandte, an diesem Abend mit ihrem Zögling bey Hofe zu erscheinen. Sie gehorchte ungern, obschon ihr dadurch eine Last von der Brust gewälzt wurde, und sie schwerlich, ohne die heftigste, zerstörendste Anstrengung ihrer Nerven, die Feyerlichkeit ertragen hätte. Auch von dem undankbaren Philibert, der gern vermied, an sie zu denken, weil doch stets ein geheimer Vorwurf mit diesem Gedanken sich mischte, wurde sie kaum vermißt, noch weniger von der Braut.

Die entzückten Neuvermählten fuhren am andern Morgen zu ihr, um ihren Glückswunsch zu

empfangen. Ein wenig blaß, ein wenig zitternd, trat Ottilie ihnen entgegen; doch was ihr Kraft für diese erschütternde Scene gab, war das süße Gefühl daß sie zum Erstenmahl ohne Scheu Philibert umarmen und ihn Bruder nennen durfte. Sie that es mit herzlicher Rührung, sie verbarg ihre Thränen nicht. „Es sind Freudenthränen,“ sagte sie, „die Ihrem Glücke fließen.“ — Kaum eine Woche noch verweilte das junge Paar in der Residenz, dann ging die Reise auf wenige Tage nach Gründorf zu der hochbeglückten Mutter, die ihren Liebling endlich als eine reiche, geehrte Frau umarmte, und den Eydam mit den schmeichelhaftesten Liebkosungen überhäufte. Von ihrem vormahligen Betragen war nicht mehr die Rede, auch hatte Philibert es wirklich schon vergessen, denn er fühlte sich ja so überschwenglich glücklich! — Mit fröhlicher Wehmuth zog er in Salmbach ein, wo er nun seiner geliebten Frau jeden Wunsch aus den Augen stahl, und die wenigen Stunden, die er der Liebe entzog, der Natur und den Musen widmete. — Auch Blandine fühlte sich behaglich in ihrer neuen Lage. Sie hatte in den ersten beyden Jahren das ganze Haus umzukehren und geschmackvoll einzurichten, einen Park anzulegen, ein Rosenfest zu stiften, und dergleichen. Auch war sie schlau genug, dann und wann mit dem Manne,

der noch immer ihren Liebhaber spielte, zu schwärmen. Sie bestellte ganz insgeheim ein schönes marmornes Denkmahl, ließ es auf Wolffs Grab setzen, und entzückte Philibert durch diese feine Aufmerksamkeit für das Andenken seines geliebten Lehrers.

Sein häusliches Glück erreichte den höchsten Gipfel, als sie im ersten Jahr ihm einen Sohn, im zweyten eine Tochter gebahr. Nur Einmahl wurde es bedroht durch den Tod der Frau von Schilff, indem er befürchtete, Blandinens Heiterkeit dadurch getrübt zu sehen. Allein aus Liebe zu dem Gemahl — so überredete sie ihn — fand sie sich sehr bald in diesen Verlust; noch schneller freylich ihr Vater, der gleichsam Athem schöpfte, und das Glück nicht genug zu preisen wußte, sein etwas beschränktes Jagdrevier durch das benachbarte Gut seines Schwiegersohnes so ansehnlich erweitert zu sehen.

Auch die Freundschaft wand, doch nur für kurze Zeit, ihre Blumen in Philiberts blühenden Kranz; denn Casimir wohnte ja nur wenige Meilen von Salmbach, und da, bey dessen einfacher ländlicher Lebensweise, der Strom der großen Welt das Blümchen der Erinnerung nie zerknickt hatte, so fand Philibert jetzt in ihm sein Ideal der Jugendfreundschaft wieder. Was in der That ihm dazu mangelte, das ersetzte Phili-

berts, ein Selbsttäuschungen so reiches und freygebiges Herz. Diese Freude war aber nur von kurzer Dauer. Casimir fing an, seltener zu kommen, auch die Gegenbesuche seines Freundes kühler aufzunehmen. Es währte Monathe, ehe Philibert das bemerkte, denn er schob, wie gewöhnlich, alle andere, nur erdenkbare Ursachen vor, ehe er sich entschließen konnte, an eine abzehrende Freundschaft zu glauben; bis er doch endlich für Casimirs immer auffallender werdendes Zurückziehen gar keinen Grund mehr zu ersinnen wußte. Da setzte er sich nieder und schrieb ihm einen freundlichen Brief, mit der herzlichen Bitte, ihm die Veränderungen seines Betragens freymüthig zu enträthseln.

„Ja das will ich," antwortete Casimir, „denn es drückt mich schon lange auf der Brust. Ich liebe Dich wie vormahls, ich werde Dich immer lieben, aber — uns trennen Verhältnisse. Unsere Frauen vertragen sich nicht. Um des Hausfriedens willen muß ich nachgeben, und einem Umgange entsagen, der das Glück meines Lebens um ein Großes erhöhte." —

Philibert fiel aus den Wolken. Schon wieder Verhältnisse! — und welche! — die zartesten, die der Freundschaft am nächsten verwandten. Es war kein bloßer Vorwand, das leuchtete ihm ein. Er erinnerte sich deutlich, daß

auch Blandine schon oft verkleinerlich von Frau von Weichbild gesprochen, daß sie deren Besuch stets ungern empfangen, ungern erwiedert hatte. Er erinnerte sich eines Scherzes, den Blandine übel aufgenommen hatte, als er einst behauptete, sie und Frau von Weichbild wären beyde zu schön, um jemals wahre Freundinnen zu werden. Er hatte die empfindliche Stelle in der That getroffen, denn jede dieser Damen wollte in der ganzen Nachbarschaft für die Erste und Schönste gelten; beyde waren herrschsüchtig, beyde bewachten einander mit neidischen Blicken; eine Jede wurde krank oder schmollte, wenn der Andern ein Vorzug widerfuhr.

Aber Philibert hatte wirklich nur gescherzt. Ihm schien es so natürlich, daß eine Frau, die ihren Mann liebt, den Freund des Mannes und die Gattinn des Freundes gern sehen, auch allenfalls ihren eigenen Geschmack dabey opfern müsse. Er blieb auch jetzt noch weit entfernt, Blandinen die geringste Schuld beyzumessen, beseufzte nur die Sklaverey seines Freundes, und verfluchte alle Verhältnisse.

Achtzehntes Kapitel.

So war nun auch das Kleeblatt zerrissen. Ihm blieb von allen Jugendfreunden keiner, als Ludwig, den er nun seit vielen Jahren nicht gesehen hatte, und der endlich zurückkam, um alles Verlorne zu ersetzen.

Ludwig hatte ganz Europa durchstrichen, war, als ein vollendeter Virtuos, überall bewundert und gehätschelt worden; hatte jenen leichten, zuversichtlichen Ton angenommen, durch den man sich in der grossen Welt nach Belieben auf jeden Platz stellt, war ein schöner Mann, wußte nichts von Künstler-Eigensinn, unterhielt eine frohe Gesellschaft gern durch seine Talente, gab oft Beweise eines sogenannten guten Herzens, und fesselte, durch alle diese Eigenschaften, die Menschen so schnell an sich, daß er, wohin er nur kam, die Seele aller Zirkel wurde. Besonders liebten ihn die Weiber, denn ein schöner, kühner Jüngling, der mit ihnen singt, spielt und gelegentlich auch schwärmt, erobert alle Herzen.

Er hatte mit Philibert einen ununterbroche-
nen Briefwechsel unterhalten, war von diesem
sehr oft auf das zärtlichste nach Salmbach einge-
laden worden, besonders dringend, nachdem ein
Drittel des Kleeblatts verwelkt war. Auch zog
ihn sein eigenes Herz zu Philibert, denn er hatte
auf allen seinen Reisen nie einen so liebenswürdi-
gen Schwärmer angetroffen, und die stets aufge-
frischten Erinnerungen an die frohen Jugendjahre
strömten oft in seinen Briefen, wie in seinen Lie-
dern aus. Dennoch würde er vielleicht noch lan-
ge nicht von der schönen Welt, in der er so fröh-
lich herumtaumelte, sich haben losreißen können,
wäre ihm nicht, von einer der ersten Bühnen
Deutschlands, der Auftrag geworden, eine große
Oper zu komponiren. Bey diesem Geschäfte der
Phantasie waren die ewigen Zerstreuungen ihm
hinderlich, und er beschloß daher, zu Philiberts
großer Freude, wenigstens ein halbes Jahr in
Salmbach zuzubringen.

Er kam. Die Freunde hielten sich fest um-
armt. Thränen des Entzückens flossen über ihre
Wangen. Sie eilten zu Wolffs Grabe, sie er-
neuerten dort den ungebrochenen Schwur ewiger
Freundschaft. Philibert dankte dem Himmel, daß
von Sieben wenigstens Einer ihm übrig
geblieben war, aber Einer, der sie alle sieben
aufwog; Einer, der das schöne Ideal, an dem

Philibert sich sonnte, wo möglich noch zu übertreffen schien.

Ein herrliches Leben begann nunmehr. Ludwig komponirte in den Morgenstunden, und widmete seine übrige Zeit ganz dem Freunde. Das Kleeblatt wurde durch Blandinen wieder ausgefüllt, welche, bald durch die heiterste Laune, bald durch die süssesten Liebkosungen ihren Gatten entzückte, der oft jubelnd ausrief: er beneide die Seligen nicht um ihr Paradies, er habe es auf Erden gefunden — ein holdes Weib — einen treuen Freund — muntere Kinder — Gesundheit — offnen Sinn für die Freuden der Natur — Wohlhabenheit, ja Ueberfluß, durch ihn der Armuth Segen — was kann der Mensch auf Erden mehr begehren? nur noch die seltene Gabe, das Glück der Gegenwart zu fühlen, es nicht mehr, wie der Menschen Unart zu thun pflegt, immer nur in der Zukunft zu suchen. Auch dieses Glück war ihm geworden. Er forderte nichts vom morgenden Tage, als das, was er heute besaß.

Durch Thätigkeit in der Landwirthschaft, durch mannigfaltige Beschäftigungen ausser dem Hause, wußte er den Freunden, die ihn daheim erwarteten, täglich neuen Reiz zu geben. Wenn er so vom Felde gegen Abend nach Hause schlenderte, und schon von ferne aus dem offenen Fen-

ker Blandinens Stimme, Ludwigs Guitarre ihm entgegen tönten; wenn an der Thür die freundlichen Kinder ihn empfingen und hüpfend zu der schönen Mutter führten; o dann füllten sich oft seine Augen mit Thränen der wollüstigen Rührung, er vergaß die Residenz, den Fürsten, den Minister — Salmbach war seine Welt!

Nur die Furcht, seinen Ludwig wieder zu verlieren, trübte dann und wann eine einsame Stunde; aber auch diese Furcht verschwand nach und nach, als Ludwig selbst erklärte, er habe sich noch nie so glücklich gefühlt; als die Oper längst vollendet war und er noch immer kein Wort von seiner Abreise sprach.

So führte der lachende Sommer den freundlichen Herbst, dieser den gemächlichen Winter herbey. Die Art der Unterhaltung wechselte mit der Jahreszeit, und nie meldete sich unter Schneegestöber die kalte Langeweile vor der ländlichen Wohnung.

Eines Abends hatte Ludwig, der den Wein liebte, Philibert verleitet, ein wenig zu zechen. Er schlief länger, als gewöhnlich. Beym Erwachen fand er Blandinen schon nicht mehr im Schlafzimmer, schalt auf seine eigene Faulheit, sprang schnell aus dem Bette, warf den Schlafrock über und eilte hinaus. Aber auch im Salon, wo man das Frühstück einzunehmen pflegte,

fand er Niemand. Er durchstreifte alle Zimmer, sie waren leer. Er kam vor Ludwigs Thür, sie war verschlossen. Er klingelte dem Kammerdiener, allein vergebens. Er rief das Kammermädchen, und erhielt keine Antwort. Endlich erschien ein Bedienter. „Wo ist meine Frau?“ rief Philibert ihm entgegen.

„Die gnädige Frau ist schon vor Tagesanbruch weggefahren.“

„Weggefahren? Wohin?“

„Das weiß ich nicht. Der Kutscher empfing um Mitternacht den Befehl, den viersitzigen Reisewagen anzuspannen. Sie hat die Jungfer und den Kammerdiener mitgenommen, und auch den fremden Herrn.“

„Du träumst.“

„Keineswegs. Mir befahl sie, Ew. Gnaden diesen Morgen nicht im Schlaf zu stören, Sie befänden sich nicht wohl.“

Philibert wollte noch etwas sagen, aber seine Lippen zuckten so wunderlich, daß nur durch ihre Bewegung bloß die Zähne sichtbar wurden. Die Zunge erstarrte.

„Mein Gott,“ sagte der Bediente, „Ew. Gnaden werden auf einmahl so blaß —“

Philibert winkte ihm mit der Hand, zu gehen, und wankte zurück in das Schlafzimmer, wo ihm jetzt erst, auf Blandinens Toilette, ein

offener Brief in die Augen fiel. Er streckte seine bebende Hand darnach aus. Der Brief war von Ludwig, die Buchstaben schienen ihm alle doppelt. Er laß mit Mühe folgendes:

„Mein theurer Philibert! nimmer hätte ich geglaubt, daß ein Verhältniß eintreten könnte, welches mir das Recht rauben würde, mich Deinen Freund zu nennen. Bedaure mich, und vergieb mir, wenn Du kannst. Ich liebe Deine Frau zum Rasendwerden, sie liebt mich unaussprechlich. Wir haben beyde lange gegen diese Leidenschaft gekämpft, allein vergebens. Ohne einander zu besitzen, ist für uns kein Glück auf der Welt. Ich erkaufe dieses Glück theuer, weil es mich von Dir trennt. Doch glaube mir, ich wäre lieber entflohen, oder hätte mir selbst den Tod gegeben, wäre ich nicht überzeugt, daß Blandine Dich nie geliebt hat. Sie war noch ein Kind, als sie Dich dessen zum erstenmahl versicherte. In der Folge haben bloß Verhältnisse sie vermogt, durch erkünstelte Liebe Dich zu täuschen. Das ist ihr eigenes Bekenntniß. Erspare ihr die Verlegenheit, es selbst nieder zu schreiben. Du verlierst also nur ein eingebildetes Glück. Dieser Gedanke wird — nach Ueberwältigung des ersten Schmerzes — Dir hoffentlich bald die Ruhe wieder geben, welche Dir mit innigem Bedauern wünscht

Dein Ludwig.

„Nachschrift: Die Equipage sende ich Ihr von der ersten Station zurück.

Neunzehntes Kapitel.

Es wäre kühn, Philiberts gänzliche Auflösung schildern zu wollen. Die Bewegung jeder Muskel war gehemmt, jeder Nerve unempfindlich. Er sah starr in die Sonne, ohne daß ihm die Augen schmerzten; er wühlte mit der Hand in dem Busen, ohne zu fühlen, daß er sich die Brust zerkratzte. Alle seine Züge waren verändert. Sein Auge fiel zufällig auf den Spiegel. „Was wollen Sie?" rief er, denn er glaubte einen Fremden zu erblicken. Jetzt fror ihn, daß Kamin und Pelz ihn nicht zu erwärmen vermogten; jetzt wieder stieg ihm das siedende Blut zum Herzen, und um nicht zu ersticken, schlug er hastig mit geballter Faust eine Fensterscheibe ein. Wie wenn ein Wirbelwind, alles Bewegliche ergreifend, zu einer Säule sich gestaltet, schnell über Fluren und Dörfer sich fortbewegt, und Alles mit sich hinaufreißt, daß man in furchtbarem Gemische, Dä-

cher und Balken, Garben und Bäume, in der Säule vorüber wirbeln sieht, so wälzten sich in Philiberts Kopfe die Hoffnungstrümmer und die ausgerissenen Saaten seines Glückes durch einander. Das Lebensflämmchen kämpfte nur noch schwach gegen den innern Sturm, und hätte er nicht auf Wolffs Grabe Thränen gefunden, er würde der Gewalt unterlegen haben, die so plötzlich alle Wurzeln seines Herzens zerschnitt.

„Ja du hattest Recht," rief er, als er endlich am dritten Tage die Sprache wieder fand: „es ist nichts Dauerhaftes im Gemüth des Menschen, nichts als seine Sklaverey in den Fesseln der Verhältnisse. Keiner vermag sie abzuschütteln. Wir reißen heute nieder, was wir gestern bauten, um es morgen zu bereuen. Freundschaft und Liebe sind keine himmlischen Wesen, die frey von den Banden der Gesellschaft, in sich und durch sich selbst bestehen; es sind elende Verhältnisse, Lichter, die nur in einem Dunstkreis brennen, hell oder trübe, je nachdem die Atmosphäre es verstattet. Warum verlieh der Himmel mir die unselige Gabe, ein Ideal zu erträumen? Warum? wenn es mir ewig ein Wolkenbild bleiben mußte! — O wie viel glücklicher ist der Hund, der ungetäuscht von den Ahnungen einer Geisterwelt, jetzt mit dem Gefährten freundlich spielt, jetzt um den Knochen sich mit ihm beißt!"

Sol-

Solche Ergüsse seiner bittersten Herzensgalle erleichterten bisweilen die umkrallte Brust, daß sie zum mindesten sich nicht verblutete; aber alle seine Kraft war gelähmt; er wankte umher wie das Gespenst eines Ermordeten, blieb unbewegt beym Anblick seiner verlassenen Kinder, mogte sie lieber gar nicht sehen, fand nirgend Beschäftigung, nirgend Zerstreuung; verschloß oft Tage lang Thüren und Fensterladen, zündete eine Menge Lichter an, ging rastlos auf und nieder, und klagte, daß es so dunkel sey. Die Bedienten hielten ihn für wahnsinnig. Er war nahe dabey.

Sein Schutzengel wachte — Ottilie. Sie erfuhr durch ihren Vater, was vorgegangen war, und durch den Prediger des Orts Philiberts verzweifelten Zustand. Ihr Herz blutete, ihre ganze Zärtlichkeit erwachte. Oft hatte es in den letzten Jahren ihr wehe gethan, von Schwester und Bruder so ganz vernachlässigt zu werden, daß — außer einem höflichen Gevatterbrief — auch nicht das kleinste Zeichen der Liebe ihr geworden war. „Sie sind glücklich," seufzte sie bisweilen: „mir soll genügen an dem Bewußtseyn, dieses Glück gegründet zu haben."

Sie bekleidete jetzt die Stelle einer Hofdame, genoß überdieß einer ansehnlichen Pension als Belohnung der vollbrachten weiblichen Erziehung des Fürstenknaben; wurde geehrt um ihres

Einflusses willen und geliebt, weil sie ihn nie mißbrauchte, Niemanden in den Weg trat. Mancher Höfling bewarb sich um ihre Hand, allein sie erklärte beharrlich, daß sie sich nie vermählen werde. Jetzt, nachdem sie Philiberts Umstände, ihrer Schwester Strafbarkeit vernommen hatte, ging sie kaum einige Minuten mit ihrem Herzen zu Rathe, und schrieb dann folgenden Brief:

„Mein theurer Bruder! Erlauben Sie mir immer, Sie noch so zu nennen, denn ich liebe Sie schwesterlich, wenn gleich das Band zerrissen worden ist, welches mir ein Recht dazu verlieh. Wir haben lange nichts von einander gehört. Ich schwieg, weil Sie glücklich waren; ich rede jetzt, weil Sie unglücklich sind. Verzeihen Sie einer Irrenden und lassen mindestens den gerechten Zorn den armen Kindern nicht entgelten. Ach! ich höre, daß sie zugleich Vater- und Mutterlose Waisen geworden. Die Mutter floh und der Vater meidet ihren Anblick, läßt sie unter den Bedienten, giebt sie jedem Eindruck Preis, der ihre jungen Herzen so leicht vergiften kann. Das ist nicht recht, mein Freund; das war nur verzeihlich im ersten Schmerz. Diesen zu bekämpfen, wird Philibert sich ermannen, er wird die Stimme, den Rath, die Warnung der Freundin hören; er wird fühlen, daß ein Aufenthalt in Salmbach seine Wunden nur täglich wieder aufreißt.“

„Kommen Sie eilig hierher in die Residenz. Ich habe Alles vorbereitet, der Fürst erwartet Sie. Ihr Vater wird Sie mit Geschäften überhäufen, die größte Wohlthat, die er Ihnen jetzt erweisen kann. Man wird Ihnen das Oberdirectorium des Armenwesens anvertrauen; Sie werden Menschen glücklich machen, und folglich nicht ganz unglücklich seyn."

„Um aber Ihren Kindern den doppelten Verlust, so viel in meinen Kräften steht, zu ersetzen, bin ich entschlossen, von der Fürstin meinen Abschied zu erbitten, und an demselben Tage, an welchem Sie hier eintreffen, werde ich abreisen, um Mutterstelle bey den Kindern meiner Schwester zu vertreten. Glauben Sie nicht, daß ich ein Opfer bringe. Sie kennen mich und wissen, das ich an den Hof nicht tauge. Der Zufall hatte mich hierher geschleudert. Schon längst war es mein Wunsch und Plan, mich in die Einsamkeit zu meinem Vater zu begeben. Jetzt fühle ich, daß eine höhere Pflicht mir winkt. Setzen Sie mich in den Stand, diesem Winke zu folgen. Kommen Sie hieher, und räumen mir Ihre Wohnung in Salmbach. Sind Sie aber nicht im Stande, sich von diesem jetzt so düstern Aufenthalte zu trennen, so schicken Sie mir die Kinder, und vertrauen meiner schwesterlichen Freundschaft, daß ich mit der zärtlichsten Liebe für sie

sorgen, und mich glücklich preisen werde, sie nach einigen Jahren, ihres Vaters würdig in dessen Arme zu liefern."

Als Philibert diesen Brief las, ergriff ihn zum Erstenmahle wieder das wohlthätige Gefühl der Wehmuth. Er ließ seine Kinder rufen, umarmte sie und weinte bitterlich. Ottiliens Großmuth rührte in tief. Ihr Rath zog die Vernunft aus dem düstern Kerker, in welchem die Verzweiflung sie gefangen hielt. Nach wenigen Tagen faßte er den Entschluß, dem Rufe der Freundschaft zu folgen, und mit ganz andern Ansichten, ganz andern Erwartungen wiedre in die große Welt zu treten. Von allen schönen Träumen seiner Jugend hatte er sich losgerissen, und sah mit bitterm Lachen auf sie herab, als auf ein zerbrochenes Spielwerk. Der Gedanke, Armen Vater zu werden, hatte noch einigen Reiz für ihn; nicht als hätte er gehofft, Menschendank dabey zu gewinnen — er war nun überzeugt, daß auch der dankbarste Arme, bey veränderten Verhältnissen, nur einen lästigen Mahner in dem Wohlthäter erblickt; aber er gedachte des Spruches jenes orientalischen Weisen: gieb dem Hunde einen Bissen, soll' er auch dich anbellen.

„Und mit welchem Rechte," so warf er sich vor: „dürfte' ich Vergeltung fordern? — Gesetzt

es gelänge mir, die Armen des ganzen Fürstenthums zu beglücken, wem würden sie meine Vorsorge verdanken? etwa meinem Wunsche? meinem Bestreben, den Posten zu erhalten, der mir jene zur Pflicht macht? Würde ich ihn gesucht, würde ich ihn angenommen haben, wenn Ludwig und Blandine noch lebten? — Also abermahls Verhältnisse! nur von diesen werde ich in die Residenz getrieben und hingeschoben, wo ich verdienstlos Gutes wirken soll."

Er schrieb Ottilien, er werde kommen. Er kam. — fand sie reisefertig, sah sie, bedauert vom ganzen Hofe, mit sanfter Heiterkeit eine glänzende Laufbahn verlassen, und nach einem Dörfchen abreisen, um seine Kinder zu erziehen. Es wirkte tief auf sein Herz, allein diese Wirkung blieb noch in des Herzens Tiefe und er schien sie fast mit Gewalt zu mäßigen, um nicht durch abgezwungene Bewunderung seine jetzige Geringschätzung des ganzen Menschengeschlechts mildern zu müssen. Lieber wollte er glauben, daß Ottilie wirklich einen besondern Hang zur Einsamkeit spüre; daß sie wirklich zu ihrem Vater gezogen seyn würde, wenn auch Philiberts Schicksal unverändert geblieben wäre; daß sie mit den Kindern sich nur angenehm beschäftigen wolle, und was dergleichen mehr war, wodurch er das aufdringende Gefühl ihrer Erhabenheit zurückschieben wollte.

Ottilie bestärkte ihn großmüthig in seinem Irrwahn, um den Dank ihm zu ersparen. Sie nahm nichts mit sich, als ihr Bewußtseyn. Ihre schöne freye Seele bedurfte keines fremden Lichtes, war gleichsam in sich selbst begränzt wie eine glückliche Insel, die Alles hervorbringt, was ihre Einwohner bedürfen, und die kein fremdes Land beneidet, weil es mit allen Welttheilen Handel treiben muß, um seine Bedürfnisse herbey zu schaffen. Mit dem hohen Muth der Jugend trat sie in ihren neuen Stand; mit der Beharrlichkeit der Tugend erfüllte sie dessen Pflichten; indessen Philbert nur mit einem störrischen, zurückstoßenden Eigensinn der Tugend der seinigen oblag.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Erste, wofür der alte Minister sorgte, nachdem sein Sohn den ehrenvollen Posten angetreten hatte, war eine gerichtliche Trennung von Blandinen, die jetzt mit Ludwig in der Welt herumzog, und verschwendete, was sie mitgenom-

men hätte, und dann, um Brod zu gewinnen — gleich der berufenen Madame B** — in allen Städten Deutschlands Declamatorien gab, wo sie sich nicht schämte, sogar bisweilen Verse vorzutragen, die ihr eigener, gemißhandelter Gatte gedichtet hatte.

Philibert fand nach und nach zwar nicht seine Ruhe wieder, aber doch eine Art von erträglichem Daseyn, gegründet auf das Vergnügen, Gutes zu stiften, ein Hang, der nun einmahl mit seinem Wesen so innig verwebt war, das auch seine eigenen menschenfeindlichen Epigrame ihn nicht wegzuschütteln vermogten. Er erlebte sogar bisweilen Augenblicke, in welchen die Menschen ihm wieder lieber wurden. Er fand eine Tochter, welche die Hand eines redlichen, wohlhabenden Fremden ausschlug, um ihren armen alten Vater nicht zu verlassen, den sie mit ihrer Hände Arbeit ernährte. Er fand einen Bruder, der für seinen Bruder zu Felde ging, um dessen Weibe und Kindern den Versorger zu erhalten. Er fand sogar einen Freund, der seine Braut dem Freunde abtrat, als er vernahm, daß dieser schon lange sie im Stillen liebe.

Freylich wandte er vernünftelnd sich selber ein: die Tochter würde ihren Vater doch verlassen haben, wenn sie nur den Mann, der sich um sie bewarb, zärtlich geliebt hätte. Der Bruder

würde für den Bruder nicht zu Felde gezogen seyn, wenn er zum Soldatenleben weder Lust, noch Muth empfunden hätte; und der Freund würde eine von ihm selbst geliebte Braut nimmer abgetreten haben. Also abermals Verhältnisse und weiter nichts. Aber sein Herz ließ dergleichen Grübeleyen doch ungern laut werden, und er konnte sich selbst dabey einer gewissen Schaam nicht erwehren, daß er fähig sey, die schönsten menschlichen Handlungen herab zu würdigen. Nur vorsichtiger, mißtrauischer war er geworden, folglich geschickter zum Höfling, und eben dadurch gewann er einen nicht gesuchten Vortheil: die vermehrte Gunst seines Vaters, welcher anfing, sich zu schmeicheln, der Sohn könne in der That noch ein brauchbarer Hofmann werden. In dieser Hoffnung beförderte er ihn von Stufe zu Stufe, verlangte auch, daß Philibert sich wieder vermählen solle, versteht sich mit einem vornehm gebornen oder wenigstens reichen Mädchen.

Anfangs nahm Philibert diesen Rath leicht hin, sagte weder Ja noch Nein, und blieb weit entfernt, ihn zu befolgen. Als aber der Vater dringender wurde, und ihm wirklich einige große Parthieen vorschlug, bat er bloß um Erlaubniß, die Gewählten zu prüfen. Eine nach der Andern gab ihm mit holden Geberden zu verstehen, daß

sie ihn unaussprechlich liebe; daß sie nur seine Person, seine Vorzüge, nicht seinen Rang, seine Reichthümer achte, und auch in Armuth und Dürftigkeit mit ihm glücklich seyn werde. Allein die Erste zog sich schon zurück, als er erklärte, daß er, vermählt, seine Lebenszeit auf dem Lande zubringen wolle; die Zweyte verließ ihn, als er die ersonnene Nachricht ihr vertraute, er sey bey dem Fürsten in Ungnade gefallen; die Dritte entsagte ihm, weil der Gesandte eines fremden Hofes ihr die Hand bot, und sie dadurch den Rang über die Hofdamen erwarb.

Mit einem bittern, triumphirenden Gelächter hinterbrachte Philibert seinem Vater den Erfolg der Prüfungen, und wurde abermahls ein unverbesserlicher Thor gescholten, der nie das Wesen eines Verhältnisses begreifen lerne, und noch immer, troß eigner Erfahrung, das Herz darein mischen wolle. Philibert schwieg und beharrte auf dem Vorsaß, die vergoldeten, gemeinen Ehestandsketten nie zu tragen.

Aber wenn sein Herz auch der Liebe verschlossen blieb, so strebte es doch mit Gewalt, sich der Freundschaft wiederum zu öffnen, die ein unentbehrliches Seelenbedürfniß für ihn geworden war. In seiner glänzenden Lage konnte es nicht fehlen, daß bald ein Schwarm von Menschen sich um ihn versammelte, die sämmtlich das schöne

Wort im Munde führten, und sämmtlich schwuren, daß sie nur seiner Person anhingen. „Ach!“ seufzte er, „möchte ich doch nur Einen unter diesem Haufen finden, dem der heilige Schwur aus reinem Herzen käme!“ — Auch hier beschloß er zu prüfen, mit der strengsten Vorsicht zu prüfen, und siehe da, er fand nicht Einen, sondern Viele, bey welchen er wirklich Ersatz für so manchen Verlust zu erreichen wähnte; denn immer brachte er zu jeder Prüfung den heißen Wunsch, es so zu finden, mit.

„Darf ich es glauben?“ sprach er sanft bewegt eines Abends zu sich selbst. „Hat nur meine Jugend in der Wahl geirrt? wär es nur meinem reifern Alter vorbehalten, wahre Freunde zu gewinnen? warum sollte ich länger noch diesen tröstenden Glauben zurückstoßen? — etwa weil Einige derselben meinen Einfluß oder mein Geld benutzen? Aber giebt es nicht auch mehrere darunter, die keines von beyden brauchen? keines von beyden zu brauchen begehren? die ohne den mindesten Eigennutz mit unverkennbarer Herzlichkeit sich zu mir drängen?“

Eingewiegt in diese schöne Zuversicht, gab er sich den Menschen noch einmahl hin, und begann ein neues behagliches Herzensleben, an dessen Dauer er bald nicht mehr zweifelte. Mit manchem klugen, gefälligen, feinfühlenden Manne eng ver-

bunden, verschönerte er seine Existenz noch mehr durch den Muth und Erfolg, mit welchem er oft Mißbräuche bekämpfte, und ungerechter Gewalt im Nahmen des Wehrlosen widerstand, unbekümmert um die heimlichen und offenbaren Feinde, die er sich auf solche Weise zuzog.

Plötzlich starb sein Vater. Schon einige Zeit vorher war seine Gönnerin, die Gräfin Sternheim, vom Hofe entfernt worden, weil ihre Reize verblüht waren. Philibert stand nun ganz allein. Der Fürst behandelte ihn kühl, sein Fall war nahe, und er selbst sah ihn voraus. „Immerhin," sagte er lächelnd, „nun wird sichs zeigen. Mir bleibt vieles, was der Fürst mir nicht rauben kann." — Ach! er sah sich abermahls betrogen!

Der Eine seiner neuen Freunde ließ sich nicht mehr sehen, weil er eine Geldschuld ihm nicht bezahlen konnte; denn leider ist das Borgen eins der wirksamsten abkühlenden Mittel in der Freundschaft. Ein Anderer zog sich zurück, weil Philibert nicht mehr bey Hofe galt, und kein Plan mit seiner Hülfe mehr durchzusetzen war. Ein Dritter, bisher sehr geschmeidig, wenn Philibert ihm gutgemeinte Wahrheiten sagte, ertrug sie jetzt nicht länger; denn jede Wahrheit bedarf eines fremden Ansehens, ihr eigenes achtet niemand. Ein Vierter, den Philibert auszeichnete,

weil er in Sachen des Geschmacks und der Politik stets einerley Meinung mit ihm war, hegte, zu seinem Erstaunen, seit kurzem andere Gesinnungen, widersprach heftig, und vermied bald ganz seine Gesellschaft.

Nur noch Einer blieb ihm übrig, ein wackerer Mann, frey von Urtheilen, frey von Eigennutz; „in ihm, so tröstete sich Philibert, „in ihm hab ich mich nicht geirrt. Er ist, was er scheint, er bleibt, was er war." — Ach! eben als er diese Worte mit großem Nachdruck aussprach, empfing er ein Billet von ihm, des Inhalts:

„Es schmerzt mich in der Seele, daß ich Sie bitten muß, unsern Umgang von der Hand aufzuheben. Sie haben durch den unseligen Hang, Mißbräuche anzutasten, sich so viele Feinde zugezogen, die sich Alle zu Ihrem Verderben verschworen haben. Sie zweifeln nicht, daß ich weit entfernt bin, mich zu diesen zu gesellen; aber unser freundschaftlicher Umgang würde mich unendlichen Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten aussetzen. Ich kann nicht gegen den Strom schwimmen, und muß mit beklemmtem Herzen abwarten, bis das Gewitter Ihrem Haupte vorüber gezogen ist. Dann aber werde ich nach wie vor seyn und bleiben Ihr treuer N. N."

Das war die bitterste Erfahrung, die Philibert in seiner jüngsten Lebensepoche gemacht hatte. Also auch an dieser elenden Klippe scheitert die Freundschaft! das Urtheil anderer Menschen, von dem Freunde nicht unterschrieben, sondern bloß gefürchtet — das Urtheil von Menschen, deren Jeden, einzeln genommen, der besser Unterrichtete verachtet, das aber, im Chor ausgesprochen, ihn dennoch betäubt, ihn so weit bringt, daß er seines Freundes sich schämt! — O wehe! wehe! das war unaussprechlich bitter. Die Menschheit wurde noch einmahl so klein in seinen Augen. Er warf sich an den Schreibtisch, ihm zu antworten. Er vermogt' es nicht.

Da trat sein Kammerdiener herein, ein Mensch, dem er sehr gewogen war, weil er sich von ihm geliebt glaubte. Jetzt bat er stammelnd um seinen Abschied. „Warum willst du mich verlassen?"

Der Mensch erzählte, das der Sohn des neuen Ministers ihn in seine Dienste nehmen wolle, daß er ihm glänzende Aussichten eröffnet habe, und meinte; der gnädige Herr werde ihm an seinem Glücke nicht hinderlich seyn.

„O nein! nein!" erwiederte Philibert. „Geh, aber laß mir deinen Pudel, ich will ihn abrichten, ich habe das Thier gern." Der Kam-

merdiener war sehr willig, den Pudel zurück zu lassen, allein der Pudel selbst wollte nicht, denn er hing sehr treu an seinem Herrn, so karg ihn dieser auch fütterte. „Bravo!", sagte Philibert mit einem schauderhaften Gelächter: „Bravo! nimm den Pudel mit, es ein seltenes Thier, es hat mit den Menschen nichts gemein. Ich will allein bleiben, jedes lebende Wesen aus meiner Gegenwart verbannen, die Pudel ausgenommen."

Diese düstre Stimmung artete bald in die gefährlichste Hypochondrie aus, als der Fürst, von Philiberts Feinden verleitet, ihm nicht bloß den Abschied gab, sondern auch von seiner Verwaltung des Armenwesens, bey der sein Herz die Rechnung geführt hatte, eine strenge Rechenschaft forderte. Philibert konnte nicht alle Ausgaben durch gehörige Belege rechtfertigen; er hatte den Armen seine Wohlthaten oft reichlicher, als vorgeschrieben war zugemessen; er hatte bisweilen vernachlässigt, die fürstliche Genehmigung darüber einzuholen, und büßte es jetzt mit seinem halben Vermögen.

Nicht dieser Verlust, so ansehnlich er auch war, sondern das schneidende Gefühl, daß er von Allen verkannt, gehaßt, verspöttelt werde; noch mehr, die tiefe Verachtung für die Menschen, die sich nagend in sein Herz grub; die bittere Ueberzeu-

gung, daß er nicht unter sie tauge, verbunden mit körperlicher Zerüttung, gebahren endlich den Entschluß, ein Selbstmörder zu werden.

Mehrere Wochen lang hing er einsam diesem Gedanken nach. Er wurde bey ihm zur fixen Idee, und nun beschäftigte er sich ernstlich mit den Vorbereitungen zu diesem Schritt. Er brachte alle seine Geschäfte in Ordnung und verbrannte alle seine Papiere.

Bey dieser traurigen Beschäftigung geschah es, daß er ein verborgenes Schubfach seines Schreibtisches aufzog, welches er seit Jahren nicht gebraucht hatte. Siehe, da schimmerte Ottiliens Diamant ihm in die Augen. Er erschrack und blickte starr darauf — und immer starrer — bis sich plötzlich Thränen in seine Augen drängten — Thränen! — O willkommene Wohlthat! — „Thränen!“ sagte er erweicht, als er den nach dem Auge geführten Finger naß zurückzog — und siehe die einzelnen Tropfen rannen milde in einen Strom zusammen; er warf sich nieder und weinte seinen Mord-Entschluß weg. Alle seine verkrampften Nerven wurden plötzlich wieder frey, dehnten sich mit schmerzlicher Wollust und setzten die erstarrten Lebensgeister in Bewegung.

„Was wollt' ich thun!“ rief er aufspringend, „und was hab' ich unstät in der weiten Welt gesucht, was neben mir unter den Blu-

men lag? — eine Liebe, die immer aus sich selbst die unerschöpfliche Nahrung gesogen, eine Freundschaft, die allen Verhältnissen trotzte. Nur Männer — so wähnt' ich — vermögen ihre Herzen, ihre Seelen so hoch aufzuschwingen, und gerade die Männer vermögen es nicht. Des Lebens mannichfaltige Wickelbänder schnüren sie immer fester ein, je weiter sie auf ihrer Bahn fortschreiten. Das Weib allein besitzt und erhält einen freyen Geist, den nur Liebe bindet. Ottilie hat es bewiesen, meine kühnsten Träume hat sie erfüllt. Ich Elender! warum fallen so spät die Schuppen von meinen Augen! — Schon in früher Jugend wich ihre schöne, schüchterne Seele den körperlichen Reizen der Schwester — nur Einmal erlaubte sie ihrem Herzen einen leisen Verrath, als sie mich in Noth glaubte. — Diesen Edelstein, ihren ganzen Reichthum, sandte sie mir — meines Vaters Kerker sprengte sie, und sah ruhig, daß ein Heuchler mit ihrem Verdienst sich schmückte. — Tief gekränkt zog sie schweigend sich zurück, als, bey meiner Anwerbung für Otto, ein Mißverständniß grausam sie täuschte — aber hastig trat sie wiederum hervor, als sie mein Glück in den Armen einer Nebenbuhlerin befördern konnte — dann blieb sie wieder still und anspruchlos, so lange sie mich glücklich wußte, um alle Kraft der Liebe für den Augenblick

zu sammeln, wo das Luftschloß zusammenstürzte, in dem ich so sicher zu wohnen glaubte. — Fern von Hoffnungen, die sie eitel nannte, verließ sie die Welt, in der sie angebetet wurde, um durch eine, vom Vater verschmähte, Liebe dessen Kinder zu beglücken. Wehe mir! daß mir so spät die Schuppen von den Augen fallen!"

So jammerte er die ganze Nacht. Warum zu spät?" flüsterte endlich mit dem Ersten Morgenstrahl eine freundliche Hoffnung ihm zu: „warum zu spät? — ein solches Herz kann auch verzeihen."

Neugeboren raffte er sich auf, warf sich in eine Postchaise und eilte nach Salmbach. Zitternd betrat er seine Wohnung, in welcher jetzt eine Ordnung und Reinlichkeit herrschte, die den hier wehenden Geist verriethen. Aber Ottilien fand er nicht. Sie war mit den Kindern auf einen Besuch zu ihrem Vater gefahren.

Er schwang sich auf einen Gaul und sprengte hinüber. Der Alte, hieß es, sey auf der Jagd, das Fräulein im Birkenwäldchen. Athemlos betrat er dieses Wäldchen; mit einem schmerzhaften Seufzer erblickte er den Tempel der Erinnerung. Die Thür stand offen. Er sah schon von weitem Ottilien auf der Moosbank, seine beyden Kinder ihr liebkosend und in ihren Armen spielend. Er nahte leise — er hörte die Stimme des

ältesten Kindes — warum weinst du, Mutter? — Er stürzte zu Ottiliens Füßen.

„Ja," rief er, „ja, meine Kinder! kniet neben mich und bittet diesen Engel, daß er wirklich eure Mutter seyn, Euren Vater beglücken wolle!" —

Die Kinder schrieen bey der stürmischen Ueberraschung und schmiegten sich an Ottilien, die einer Ohnmacht nahe war. Sein Haupt lag auf ihren Knieen — er schluchzte laut — sein Schluchzen gab ihr die Besinnung wieder — ihre Thränen flossen — die Kinder weinten, ohne zu wissen, warum. — Als endlich die bewegten Herzen wieder einzelne Worte auf die Lippen sandten, da waren es Worte der Liebe, sanfte Töne des Gefühls. — Ottilie sträubte sich in Philiberts Armen — dann wieder sank sie willig an seine Brust, um den schönen Traum nicht zu verscheuchen.

Noch am Altare, als der Geliebte ihr den Ring an den Finger steckte, den ersten Verräther ihrer Zärtlichkeit, schien ihr Alles ein täuschendes Spiel der Einbildungskraft; sie zitterte, plötzlich auf der Moosbank zu erwachen, und sich allein zu finden.

Aber im hohen Alter sprach Philibert zu seinem Sohne: „Gott gebe dir ein Glück, wie ich es noch heute genieße! Nimmer

suche ächte Freundschaft, wahre Liebe in der großen Welt; nimmer suche sie bey Männern! Eine Zeitlang werden sie von Jünglingen nachgeäfft, bey Männern über kurz oder lang durch Verhältnisse verdrängt. Nur in der Brust des edeln Weibes findest du ihre Freystätt, ihren Thron."

In eben dieser Buchhandlung ist zu haben:

Leontine.

Ein Roman. Von A. v. Kotzebue. 2 Theile, mit Kupf. 8. 1809.

Die Biene.

Eine Sammlung kleiner Erzählungen, Geschichten, Anekdoten und Miszellen. Von A. v. Kotzebue. 4 Bändchen, mit Kupf. 8. 1809.

Chroniken.

Eine Auswahl historischer und romantischer Darstellungen aus der Vorzeit. Von A. v. Kotzebue. Mit Kupf. 8. 1809.

Die Leiden

der Ortenbergischen Familie. Von A. v. Kotzebue, 2 Theile, mit Kupf. 8. 1809.

Clios Blumenkörbchen.

Von A. v. Kotzebue. 8. 1811.

Neue kleine Schriften,

Von A. v. Kotzebue. 8 Bändchen, mit Kupf. 8. 1810.





